This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

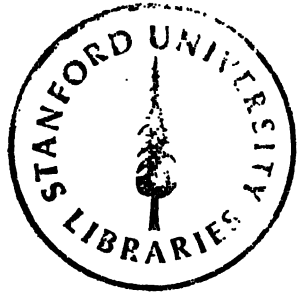
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

BIBLIOTH·DUC·
ALTENBURG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

BIBLIOTH·DUC·
ALTENBURG

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Bleibt der Welt in keinem Falle
Ein Geheimnifs doch verhehlt,
Keinem Eins'gen wird's erzählt,
Und am Ende wissen's Alle.

Fünfter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1841.

Dorow, W.

II

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik

der

Welt und Litteratur.

Briefe leben, athmen warm und sagen
Muthig, was das arme Herz gebeut!
Was die Lippen nicht zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.

5

Neue Folge.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1841.

PN 6133
D6
v.5

Vielfache Aufforderungen sind Veranlassung geworden, eine neue Folge von Denkschriften und Briefen erscheinen zu lassen; für die Besitzer der frühern Bände habe ich einen besondern Titel zugefügt, der diesen Band als Fortsetzung bezeichnet; möge man ihn mit demselben Wohlwollen aufnehmen, dessen sich die ersten Bände zu erfreuen gehabt haben. Der Streit, ob Empfänger oder Schreiber, oder wer sonst, wenn diese todt

sind, das Recht hat, Briefe durch den Druck zu veröffentlichen, ist noch nicht geschlichtet; die Grenzlinie über das Erlaubte und Unerlaubte hierbei zu ziehen, mufs sehr schwer sein, da auch die Gesetzgebung, die schon lange auf ein solches Gesetz hinarbeitet, bis jetzt noch nicht damit hat zu Stande kommen können. Der Vorwurf der Indiskretion ist mir bis jetzt nicht gemacht worden, und ich hoffe, auch in diesem Bande keine Gelegenheit dazu gegeben zu haben. Sollte man den Abdruck freundschaftlicher Briefe, die gerade kein allgemeines Interesse haben, tadelnswerth finden, so frage man zuerst nach Gründen, warum es geschehen, ehe man ein Richteramt auszuüben sich anschickt.

Kann man nicht durch Bekanntmachung von Briefen, die grofses Vertrauen, Freundschaft und herzliche Neigung ausdrücken, aufser dem Styl, der Denk- und Gefühlsweise, vornehmlich die Sinnesart, den Charakter des Schreibers der Welt vor Augen stellen wollen, damit es seiner Zeit bekannt werde, dafs derselbe Mann, der in seinen Briefen nur Vertrauen und Liebe aussprach, im Geheimen, wo er sich unentdeckt glaubte, Unglück und Ungemach zu verhängen nicht Anstand nahm? Unter Umständen erscheint die Veröffentlichung vertraulicher Briefe demzufolge als gerechte Nothwehr, und sie sind als Beweismittel über Schuld und Unschuld von unersetzlichem Werth. Das goldene: „Ler-

net gerecht sein" ist in keiner Zeit mehr zu empfehlen gewesen, als gerade in der unsrigen: denn auch das Geheimste kommt ans Licht der Sonne.

Berlin, im Mai 1841.

***Dr.* Dorow.**

Inhalt.

a. Briefe.

Seite

Altenstein, Karl Freiherr von 3
Autenrieth, Joh. Herm. Ferd. von 126
Börne, Ludwig 114
Broglie, Albertine Herzogin von 18
Fefsler, Ig. Aus. 124
Gans, Eduard 42
Goethe, Joh. Wolfg. von 94
Hardenberg, Karl August Fürst von 190
Hoffmann, Ernst Theod. Amadeus 165
Iffland, Aug. Wilh. 35
Immermann, Karl 133
Kant, Immanuel 161
Ludwig I., König von Baiern 245
Reinhold, Joh. Gotth. von 194
Reinhold, Karl Leonh. 151
Richter, Jean Paul Fr. 24
Schneider, Eulogius 121
Staegemann, Fr. Aug. von 223
Staël-Holstein, August Baron von 13

Sei

Stein, Karl Freiherr vom 24

Varnhagen von Ense, Karl Aug. 1

Woltmann, Karl Ludwig von 17

b. Denkschriften.

Betrachtungen über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche. Rhein- und Mosel-Departement. 1801. 25

Die Stadt Köln am Rhein in Beziehung zu den Alterthümern der Provinz, mit Beilagen von Hardenberg, Wallraf u. s. w. 26

National-Bewaffnung und erste Idee zu einer Landwehr in Preufsen 29

Druckfehler.

S. 180. Zeile 16 v. o. lies: Requisition st. Acquisition.
- 225. - 1 - - - mich st. ich.

Briefe.

Die mit einem † bezeichneten Briefe gehören nicht der Sammlung des Herausgebers an.

Karl, Freiherr von Stein zum Altenstein.

(Königl. Preussischer Staats-Minister.)

Geb. in Anspach den 7. October 1770,
gest. in Berlin den 14. Mai 1840.

Zum nähern Verständnifs der nachfolgenden Mittheilung a. ist Folgendes zu bemerken. Dem Professor E. W. Hengstenberg wurde im Jahr 1826 die Anfrage gestellt, ob er wohl dem Rufe zu einer Professur der Theologie in Königsberg in Preufsen Folge leisten würde. Hengstenberg lehnte den Ruf unter Anführung vielfacher Gründe ab, versichernd, dafs sein Wirkungskreis in Berlin „für die Sache des Herrn", so wie für seine eigenen Gaben und Neigungen, sehr angemessen sei, und sagt ferner: „es war von der Zeit an, da ich meine Wirksamkeit an der hiesigen Universität begann, mein äufserster Wunsch, etwas thun zu können zur Wiederbelebung des so sehr gesunkenen Studiums des Alten Testaments, bei dessen Vernachlässigung die ganze theologische Bildung unvollkommen bleiben mufs. Ich habe mich bemüht, diesen Theil der Theologie, die ganz zur Profangelehrsamkeit herabgezogen ist,

wieder als solchen darzustellen, indem ich bemüht war, meine eigenen Ueberzeugungen über den Zusammenhang der göttlichen Heilsanstalten immer klarer auszubilden und fester zu begründen, und es den meiner Leitung Untergebenen zum innersten Bewufstsein zu bringen, dafs nur von dem Festhalten an dem Ganzen der göttlichen Offenbarungen ein sicheres, festes und christliches Leben und eine sichere und feste theologische Wissenschaft ausgehen können. In Berlin habe ich nun einen passenden Wirkungskreis gefunden; ich halte es daher für heilige Pflicht, dafs Jeder, der einen festen Beruf erhalten hat, denselben nicht eher aufgebe, als bis er die Aussicht erhält, in einem gröfsern Wirkungskreise mit gröfserm Segen wirken zu können. Diese Aussicht würde ich in Königsberg keineswegs haben." Nachdem noch klimatische und ökonomische Rücksichten gegen die Annahme der Professur angeführt worden, wird der Ruf vollständig abgelehnt. Von des Ministers v. Altenstein eigener Handschrift findet sich nun über diese Angelegenheit das unter a. mitgetheilte Blatt vor, welches für die Charakteristik dieses Staatsmanns wohl als wichtig zu bezeichnen ist.

Der unter b. mitgetheilte Brief ist an den Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze gleich nach dem Tode Hegels geschrieben, gleichfalls eigenhändig, wobei zu bemerken nicht unterlassen werden kann, dafs Herr v. Altenstein sich sehr selten zu eigenhändigem Schreiben entschlofs. Dieser Brief ist wohl als ein sprechendes Denkmal nicht allein

des humanen, menschenfreundlichen Herzens zu betrachten, sondern vorzüglich als ein offenes, klares Aussprechen, wie Altenstein den berühmten Philosophen verehrte und welche hohe Stelle er demselben unter Deutschlands grofsen Männern angewiesen wissen wollte.

---

a.

Berlin, Juni 1826.

Ich finde unter allen den von Herrn Hengstenberg angeführten Gründen gegen seine Versetzung von hier nur einen erheblichen — den nämlich, dafs er allein bemüht ist, hier die Exegese des A. T. nicht blos als Gegenstand der Profangelehrsamkeit zu behandeln — dafs also durch seinen Abgang eine erhebliche Lücke entstehen würde. Dieser Grund eignet sich aber mehr zum Bestimmungsgrund für mich als für Herrn Hengstenberg — ich erkenne seine Erheblichkeit wohl an, allein auf meinem Standpunkt mufs ich diese Lücke hier für weniger nachtheilig halten als die, welche Herr Hengstenberg in Königsberg auszufüllen bestimmt ist. Hier erhält die Profangelehrsamkeit, mit welcher die Exegese des A. T. getrieben werden mag, manches Gegengewicht in den andern Disziplinen — das gelehrt Begründete wird dadurch in der Richtung verbessert. Die Universität in Königsberg ist nicht in dieser Lage, und gerade deshalb ist Herr Hengstenberg dort wichtiger. Alles andere, was Herr Hengstenberg anführt, betrifft mehr seinen Standpunkt und

halte ich nicht für richtig; er geht von dem Gesichtspunkt aus, dafs er hier einen angemessenern Wirkungskreis und einen eigenen Beruf gefunden habe. Das Erste ist falsch — er hat hier keinen Gehalt, kann nicht ohne Gehalt bestehen, es ist hier durchaus kein Fond vorhanden, ihm Gehalt zu geben, und er hat auch nicht einmahl Aussicht zu einer Professur. Ganz anders verhält sich dieses in Königsberg, wo er (zumal jetzt nach Ableben des Woyde) gewifs ein anständiges Gehalt bekommen kann — wo ihm der Weg in eine ordentliche Professur so gebahnt ist, dafs eine verdienstliche Leistung ihn solcher nahe führt.

Der Beruf hier erscheint mir problematisch — es ist nicht ein Wissen, sondern eine Richtung, die er verfolgt — mit Andern verfolgt — dieses scheint mir im Anfang einer Laufbahn höchst mifslich. Das Wissen leidet sehr leicht, ordnet sich der Richtung unter, statt diese zu geben und erst zu schaffen, und wird abhängig von andern. Der junge Mann soll frei von äufsern Einwirkungen selbstständig auftreten — aus dem Wissen die Richtung erhalten und diese dann so schaffen, dafs er auch Andere dahin zieht. So wird er wahrhaft und eminent wirksam. — Diesen Standpunkt darf ein junger Mann nicht gleich für unerreichbar halten, nicht gleich für sein Leben und seine Gesundheit bange sein, — er folgt der Bestimmung. Herrn Hengstenbergs Vorstellung von Preufsen ist ganz übertrieben; ich selbst lebte, schwächlich und in der fürchterlichsten Geschäftslage — doch ganz erträglich dort; die Entfernung

ist jetzt bei bessern Wegen und Posten nicht mehr so erheblich, als sie es noch vor mehreren Jahren war. Nach meiner Ueberzeugung spricht Alles für die Verpflichtung des Herrn Hengstenberg, dem Ruf zu folgen. Es wird und muſs ihm möglich sein; dann kann auch etwas für seine Badereise durch eine Renumeration geschehen, ich habe nicht viel — bekommt er sie zur Badereise und bleibt hier, so hab' ich nichts zur Erleichterung seines Lebens hier. Geht er nach Königsberg, so erhält er dieses dort. Je schätzbarer die Kenntnisse des Herrn Hengstenberg sind und je reiner sein Wille ist, desto wichtiger erscheint es mir, daſs er sich ermanne und das Wichtigste zu erlangen suche.

Das Frei- und Selbstständigstehen, nicht durch Scholien und Zurückgehen, sondern durch Besiegung aller Schwierigkeiten, mit allen Kräften, mit welchen man sich einmal nun in der Welt richtig bewegen und in Wirksamkeit sehen kann. **Altenstein.**

b.

An den Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze in Berlin.

Schöneberg bei Berlin, den 15ten Novbr. 1831.

Ew. Hochwohlgeboren erst diesen Morgen erhaltene Zeilen von gestern haben mich tief erschüttert und mit unaussprechlichem Schmerz erfüllt *). Kaum vermag ich noch die Wirklichkeit des unendlichen Verlustes zu fassen, welchen die Wissen-

*) Hegels Tod.

schaft, der Preufsische Staat und alle Verehrer und Freunde des Mannes erlitten haben, der gleich ausgezeichnet war als Gelehrter und in allen dem Höheren zugewandten menschlichen Verhältnissen. Je mehr der Verewigte mit seinem ganzen Wissen dem Höchsten angehörte und auf dieser Welt für solches mit treuer Hingebung und unermüdlicher Anstrengung segensreich wirkte, desto lebendiger drängt sich auch das Gefühl auf, dafs er zur Erreichung seines Ziels, zur Vollendung von dem, der höher ist als alles, abgerufen sei, und in diesem Gefühl mildert sich der Schmerz, wenn auch der Verlust nur um so gröfser hervortritt.

Nur mit der innigsten Wehmuth kann ich an die verehrte Gattin des theuren Entschlafenen denken. Sie, die im Gefühl des höhern Werthes des Gatten ihr gröfstes Glück fand, wird auch darin die Stärke finden, den unersetzlichen Verlust zu ertragen; allein sie mufs auch, das irdische Loos theilend, um so tiefer den unendlichen Schmerz der Trennung fühlen.

Der Verewigte war mir bei dem schmerzlichsten Ereignisse meines Lebens *) durch die Aeufserung seines so unendlich tiefen, zarten und erhebenden Mitgefühls unendlich wohlthätig. Ich wünschte, der tiefgebeugten Gattin in gleicher Art durch den Ausdruck des tiefsten Mitgefühls wohlthätig sein zu können, darf aber einen Versuch gar nicht wagen,

*) Bezieht sich auf den Tod des einzigen Sohnes des Herrn v. Altenstein.

da meine Aeufserung so unendlich gegen das zurückbleiben würde, was mich allein befriedigen und mir einigermafsen eine angemessene Wirkung verbürgen könnte. Inzwischen bitte ich Sie, solches der Leidtragenden, wann und wie Sie es für das Beste und Angemessenste halten, auszudrücken und ihr in meinem Namen über meine herzlichste Theilnahme zu sagen, was für solche nur immer tröstend und beruhigend sein kann. Sie dürfen nicht befürchten, in meinem Namen zu viel zu äufsern. Es wird immer gegen das, was ich solcher zu sagen wünschte, zurückbleiben.

Die Nachricht hat mich so sehr ergriffen, dafs es Pflicht für mich ist, abzubrechen. Ganz fühle ich mit Ihnen, mein Theuerster, die Gröfse Ihres eigenen Verlustes! Sie sind ihm als Freund und in der Wissenschaft so nahe gestanden, dafs nur Wenige, so wie Sie, richtig schätzen können, welcher Stern erster Gröfse in diesem Augenblick für diese Welt untergegangen ist!

Schonen Sie ihre Gesundheit möglichst. Es ist in vielfacher Beziehung heilige Pflicht für Sie. Mit herzlichster Hochachtung freundschaftlich ganz der Ihrige

Altenstein.

Karl August Varnhagen von Ense.

Geb. in Düsseldorf den 21. Februar 1785.

Haben wir so eben vernommen, wie sich der Staats-Minister v. Altenstein über Hegel äufsert, und welchen tiefen Schmerz dessen Seele bei dem Tode des berühmten Philosophen empfunden, so folge hier nun noch ein Brief, in welchem sich Varnhagen von Ense gegen Lud. Robert über dieselbe traurige Begebenheit ausspricht — wohl ein schönes Anerkenntnifs, wie tief von dieser Trauer Jedermann ergriffen worden war.

An Ludwig Robert.

Berlin, den 16. November 1831.

Beim Empfang dieses Blattes hat die harte Botschaft von dem unerwartet schnellen Ableben Hegel's auch Sie schon erreicht und gewifs tief getroffen. Die Nachricht in der Staatszeitung sagt fälschlich, er sei am Schlagflusse gestorben, die Anzeige von Seiten der Wittwe nennt keine Krankheit; es war aber die Cholera, die ausgebildetste, unbezwingbarste Cholera, welche schon im Abnehmen tük-

frisch noch dies theure Opfer uns dahingerafft! Hegel hatte von Anfang her gegen den furchtbaren Unhold eine tiefe Scheu und Aengstlichkeit, die er später bezwungen zu haben schien, und dann zu dreist wurde; so versagte er sich am Tage vor seiner Erkrankung den Genufs von Weintrauben nicht, die erkältend auf seine Eingeweide wirkten, andre nachtheilige Einflüsse mögen seinen Körper für das Uebel schon vorbereitet haben, es trat mit stärkster Gewalt und schnellstem Verlaufe ein. Doch hatte er keine Ahndung seines herannahenden Todes, und entschlummerte, wie die Anzeige der Wittwe sagt, schmerzlos, sanft und selig. Das ist schön, dafs er nicht gelitten hat! So war denn sein Tod so glücklich, als der Tod es irgend sein kann. Ungeschwächten Geistes, in rüstiger Thätigkeit, auf der Höhe des Ruhms und der Wirksamkeit, von grofsen Erfolgen rings umgeben, mit seiner Lage zufrieden, von dem geselligen Leben heiter angesprochen, an allen Darbietungen der Hauptstadt freundlich theilnehmend, schied er aus der Mitte dieser Befriedigungen ohne Bedauern und Schmerz, denn Bedeutung und Namen seiner Krankheit blieben ihm unbekannt, und das entschlummernde Bewufstsein durfte Genesung träumen. —

Aber uns ist eine entsetzliche Lücke gerissen! Sie klafft unausfüllbar uns immer gröfser an, je länger man sie ansieht. Er war eigentlich der Eckstein der hiesigen Universität, auf ihm ruhte die Wissenschaftlichkeit des Ganzen, in ihm hatte das Ganze seine Festigkeit, seinen Anhalt; von allen

Seiten droht jetzt der Einsturz; solche Verbindung des tiefsten allgemeinen Denkens und des ungeheuersten Wissens in allen empirischen Erkenntnifsgebieten fehlt nun schlechterdings; was noch da ist, ist einzeln für sich, mufs erst die höhere Beziehung aufsuchen, und wird sie selten finden. Auch fühlen es Alle, selbst die Widersacher, was mit ihm verloren ist. Die ganze Stadt ist von dem Schlage betäubt, es ist, als klänge die Erschütterung dieses Sturzes in jedem rohesten Bewufstsein an. Die zahlreichen Freunde und Jünger wollen verzweifeln. Gans begegnete mir gestern mit verweinten Augen, und vergofs dann bei mir, mit Rahel in die Wette, heifse Thränen, indem er seinen Jammer nicht zurückhielt. Mich hat der Fall tief ergriffen, ich fühle fortwährend sein Wühlen, und bin fast krank davon; doch entsteht meine Empfindung mehr aus den allgemeinen Umrissen des Geschehenen, als aus einer unmittelbaren persönlichen Beziehung desselben zu mir. Bei gröfster Verehrung, freundlichstem Vernehmen und vertrautestem Zusammensein, bestand doch die nächste Nähe zwischen uns nicht; wir sahen uns, fühlten uns auch allzu oft als Gegner, und zwar als solche, die durch den Kampf keine Ausgleichung hoffen, ihn also lieber vermeiden. Noch in der letzten Zeit hatte ich wegen Fichte's Andenken einen Zwiespalt mit ihm; die starre Nachhaltigkeit, welche Fichte wider seine Gegner hatte, war auch Hegel'n eigen; ich aber werde künftig vielleicht eben so diesen gegen einen Nachfolger vertheidigen müssen, wie zuletzt Fichte'n gegen Hegel. —

Seltsam, Fichte starb hier am Typhus, Hegel an der Cholera, Beide auf grofsen politischen Wetterscheiden, deren bedenklichsten Prüfungen sie zu rechter Zeit entrückt wurden. Hegel stand wirklich in Gefahr, mit seiner Zeitgenossenschaft in grofsen Widerspruch zu gerathen, sich gegen die Wendung der Dinge arg zu verbittern, und selbst mit Freunden und Schülern in offne Feindseligkeit zu kommen. —

Ich habe Gans aufgefordert, nun rasch den Schmerz in Thätigkeit überzuleiten, ein Leben Hegel's zu schreiben, und eine Sammlung seiner Werke zu veranstalten. Wenn nicht in den ersten sechs Monaten die Sache zu Stande kommt und sogleich Hand an's Werk gelegt wird, so geschieht wie gewöhnlich nichts. Nachdem der erste Augenblick versäumt worden, sind Fichte's Werke jetzt nach achtzehn Jahren noch nicht gesammelt, und werden es erst künftig, wenn sie schon völlig litterarisches Alterthum geworden. Von Hegel kämen wohl, wenn man Rezensionen, Briefe und vermischte Aufsätze mitrechnet, gegen sechzehn Bände zusammen.

Wen man an Hegel's Stelle berufen wird, das ist jetzt auch eine grofse Sorge. Einen ihm Gleichen wird es noch lange nicht geben, solche Machtgeister finden sich selten in unmittelbarer Aufeinanderfolge. Schelling zu berufen, wäre doch ein Rückschritt. Ein Naturphilosoph kann das Werk Hegel's eben so wenig fortsetzen, als dasselbe, so wie es liegt, auch nur bewahren. — —

Ueber Troxler, Rotteck, Welcker — ein andermal!

Sehen Sie denn die Grofsherzogin Stephanie nicht? —

Von Rahel empfangen Sie gewifs ein eignes Blatt mit diesem. Sie hat sich tapfer gehalten, obwohl unter grofsen Leiden; sie war, auch in der schlimmsten Zeit, mehr noch von Theilnahme und Fürsorge erfüllt, als von Furcht oder Schrecken. Ich könnte übrigens auch mich selbst loben. Ich entdeckte frühzeitig, dafs man mitten in der Kalamität doch das gewohnte Leben fortsetzen könne. — —

Varnhagen von Ense.

August, Baron von Staël-Holstein.

Gest. in Coppet, den 17. November 1827.

Wir glauben die Diskretion nicht zu verletzen, wenn Briefe des verstorbenen Barons von Staël-Holstein und seiner Schwester, der gleichfalls verstorbenen Herzogin v. Broglie hier mitgetheilt werden. Sie gewähren uns nicht allein einen wohlthuenden Blick in das tiefe, reich begabte, religiöse Gemüth dieser ausgezeichneten Personen, sondern rufen auch das Andenken zweier trefflichen Mitbürger in's Gedächtnifs, deren Verlust wir noch als unersetzlich betrauern — Adalbert von Chamisso und Eduard Gans.

An Adalbert von Chamisso in Berlin.

Coppet, 2. Avril.

Je ne m'attendois pas, liebster Schlemihl, à Vous écrire de Coppet pour Vous remercier de Votre excellente lettre et de la charmante histoire de Votre Sosia. J'en ai été si enchanté que j'allois me van-

tant par-tout de l'avoir reçue et la racontant à tout le monde; elle a eu un grand succès et la belle société de Paris n'a parlé pendant huit jours que de l'homme qui a vendu son ombre. Je ne crois pourtant pas que se soit pour ce public-là que Vous l'avez écrite: Vous auriez eu certes grand tort, car c'est la race la plus chétive, la plus niaise sous l'apparence de l'adresse, la plus dénuée d'âme et d'esprit que Dieu tolère sur la terre. Je vous conseille d'être plus fier de votre titre d'étudiant allemand que de celui de gentilhomme françois; mais au reste vous n'avez pas besoin pour cela de mes conseils.

Voici, cher ami, notre situation actuelle. Après dix mois de sollicitations les plus ennuyeuses nous étions sur le point d'être payés du dépôt de mon grand-père. Cette somme assuroit la dot de ma soeur pour son mariage avec Victor de Broglie, jeune homme très distingué par son esprit et par toute la morale qu'on peut avoir sans disposition contemplative. Moi aussi j'allois me trouver dans une situation indépendante comme fortune lorsque l'acquereur de votre ombre nous a renvoyé Napoleon. Ma mère a quitté Paris bien vite, j'y suis resté dix jours après elle pour regarder en amateur politique une aussi étrange révolution: je n'entrerai pas dans l'histoire de ces dix jours, il faudroit vous écrire des volumes, je ne les regrette pas par ce qu'ils m'ont fait connoitre dans des classes de la société que je n'avois pas vues jusqu'alors quelques hommes d'un beau caractère et sur lesquels on pourra peut-être un jour rebâtir une nation françoise; mais pour votre bonne

compagnie ne m'en parlez pas, c'est la plus vile des canailles. — Aujourd'hui vous voyez, avec quelle adresse se conduit Napoléon, il n'a pas fait une faute jusqu'ici: il a habilement pris le rôle qui convenoit au roi et qui auroit prévenu sa chûte. Il est tout idées libérales; il vient même de faire dire à ma mère toutes sortes de choses agréables; enfin c'est le plus grand des comédiens. Que vous êtes heureux, cher ami, d'être hors de cette vilaine, dégoutante sphère de la politique; quand pourrai-je en venir là! — Coppet commence à verdir, voici les anémones, les scilla et la viola mirabilis — je me trouverois heureux si je voyois devant moi un avenir quelconque de repos; mais je prévois qu'il va me falloir recommencer des sollicitations à Paris et puis ensuite la Suède, l'Amérique que sais je: votre vie vaut bien mieux que cela. Rendez-moi un service, cher Chamisso, vous avez à Berlin un ami qui a une collection d'autographes, j'en ai une aussi, je vous envoye une liste de ce que je puis offrir en échange, dites-moi ce qu'il m'offre contre. Adieu, cher ami, ma mère se rappelle à votre souvenir. Schlegel est dans l'etymologie comme vous dans la botanique et moi je vous aime bien sincèrement. Parlez de moi à Hitzig.

Auguste baron de Staël-Holstein.

Albertine, Herzogin von Broglie,

geb. v. Staël-Holstein.

---

a.

An Adelbert von Chamisso
in Berlin.

Paris, 25. Aoust,
rue de l'Université 90.

Je reçois aujourd'hui, 25. Aoust, mein lieber Herr, une lettre de vous datée du 30. Février, et qui m'a profondément touché. Dans cette lettre vous faites appel à des souvenirs bien profonds dans mon coeur, j'espère que vous n'aurez pas cru que j'aye pu rester six mois sans y répondre, et qu'avant de savoir que c'était une erreur vous l'aurez devinée.

Oui, en effet je suis restée seule au milieu des tombeaux de tout ce qui me fut cher, et ceux qui comme vous se rattachent pour moi à ce passé, ont

tous les droits à ma sympathie. J'espère aussi qu'ils en ont pour moi, et l'expression de cette sympathie chez vous m'a été bien douce. Hélas! nous avons beau faire, le cours de la vie éloigne toujours plus ce passé, et notre vue incertaine en perd quelques traits malgréz tous nos efforts. Ceux qui ont les mêmes souvenirs que nous, sont heureux, des amis précieux et irréparables.

Que de tems, que d'évènemens se sont écoulés depuis vingt ans. Vous avez fait le tour du monde! Quant à moi j'ai assisté à bien des scènes générales et particulières, douces et déchirantes. Au milieu de tout cela une pensée a grandi dans mon coeur, une image s'est révelée de plus en plus à moi, c'est celle d'un Dieu Sauveur, source de tout bonheur et de toute vertu. Ce Dieu qui a recueilli dans son sein ceux que je pleure, s'est révélé à moi dans sa parole, et m'a appris qu'il était la seule chose nécessaire et la fin de toutes ses créatures.

Puisse-t-il s'être révélé de même à vous! Puissiez-vous être chrétien par la foi comme l'était Auguste! C'est là le meilleur voeu que je puisse former pour un ancien ami. Répondez-moi, je vous en prie, que vous avez reçu cette lettre, et que vous n'aviez jamais douté de mon souvenir.

N'avez-vous aucune idée de venir à Paris? Vous m'en préviendriez, n'est-ce pas? Nous parlerions de ma mère, d'Auguste, d'Albert — oh mon Dieu, comme ce monde à venir est peuplé! La figure de celui-ci passe bien vite, le tems

est court. Puissions-nous être tous réunis auprès de celui qui est la vérité et la vie!

Adieu, mein lieber Herr, adieu, et merci de votre souvenir. Je lirai vos poésies, et je vous assure que vous pouvez compter sur une ancienne et sincère amitié.

Albertine Staël de Broglie.

b.

An Eduard Gans in Berlin.

Paris, le 16. Décbre 1830.

Ma reconnaissance l'emporte sur mon respect pour la philosophie, Monsieur, et au risque d'interrompre un moment vos nobles travaux, je veux vous remercier directement du souvenir obligeant que me transmet Mr. S —, et de votre aimable lettre de Francfort — j'espère que vous n'avez pas douté du plaisir avec lequel je l'ai reçue: j'en ai été très-fière.

Le grand procès va commencer; nous voilà sur le seuil de ce nouveau palais de justice d'où va sortir une décision si solennelle! — En dehors chacun fait d'avance le jugement, bien décidé à blâmer avec plus ou moins d'énergie celui qui en dissentera, quel qu'il puisse être. En ma qualité de femme il m'est permis de plaindre tous les malheurs et de trembler pour tous les périls; j'use de ce privilège,

et je crains en même tems pour les vainqueurs et pour les vaincus. On se moque de mes peurs, on m'assure qu'il n'y aura pas le moindre trouble, et que le beau caractère de notre révolution ne sera voilé d'aucun nuage. — Si cette heureuse confiance n'est point démentie pendant les quinze jours du procès, nous serons bien forts, et vous nous retrouverez bien joyeux au printems, tous prêts à reprendre nos conversations métaphysiques autour de cette petite table où vous avez laissé de si bons souvenirs.

Notre ami commence son cours mardi — les femmes en sont exclues — c'est bien sévère pour nos intelligences qu'on trouve indignes d'en profiter. Nous n'aurons que le discours d'ouverture qui sera seul imprimé. Etes-vous aussi infléxible pour les Dames de Berlin? Si jamais vous faites un cours à Paris, nous permettrez-vous d'entr'ouvrir la porte?

Adieu, Monsieur, recevez les affectueux et réconnaissants souvenirs de toute ma famille, et croyez à toute la joie que nous aurons à vous revoir.

Albertine Staël de Broglie.

c.

An denselben.

Paris, le 12. Aoust 1835.

Je vous aurais répondu depuis long-tems, Monsieur, si nous ne nous étions trouvés dans des cir-

constances si graves et si agitées qu'il était difficile d'écrire. J'ai eu bien de la douceur à voir vos amis, il est impossible d'être meilleurs et plus aimables: La femme a les yeux les plus doux et les plus vifs qui annoncent tout son esprit; et le mari a une intelligence et un amour du beau qui se manifestent dans toute sa personne. Hélas! nous avons bien peu le tems de nous livrer à de si belles et douces préoccupations! Notre pauvre pays est bien tourmenté par un petit nombre d'esprits désordonnés et violens, pour qui tout sentiment du bien et du mal est anéanti, et qui méprisent toute règle. Il y a dans la masse du pays un grand bon-sens et beaucoup d'amour de l'ordre, mais il n'y a pas de convictions assez fortes et assez élevées pour lutter contre l'ardeur des passions, excepté dans le moment où le danger rallie toutes les ames honnêtes et leur rend toute leur énergie. Ce n'est que dans le renouvellement de la foi dans les ames que nous pouvons trouver la remède véritable et durable à tous nos maux, et ce n'est qu'à Dieu que nous pouvons le demander.

Adieu, Monsieur, nous voudrions bien que vous vinssiez nous faire une visite en France; mon mari et M. D. se rappellent avec grand plaisir celle que vous nous avez fait, il y a trois ans. Notre chère amie Mlle Raudale nous a été enlevée pour habiter un meilleur monde, il y deux années. Nous ne cesserons jamais de la regrétter. J'ai reçu une lettre pour elle de l'excellent Mr. de Turck; j'au-

rais désiré qu'il apprît en même tems, que la triste nouvelle de sa mort, le souvenir que je conserve de l'amitié quelle avait pour lui.

Agréez, je vous en prie, l'expression de mes sentiments bien sincères.

Staël de Broglie.

Jean Paul Friedrich Richter.

Geb. in Wunsiedel den 21. März 1763,
gest. in Bayreuth den 14. Novbr. 1825.

---

a. †

An Professor Phil. Conr. Marheineke in Erlangen.

Bayreuth, den 5. October 1805.

Wer den ersten Posttag versäumt, kann gewifs fürchten, dafs es ihm mit dem sechsten auch so gehen werde — wie mir. Hier endlich sende ich Ihnen Ihre Auslage, an deren 8 Fl. 38 Kr. ich Ihnen schon in Erlangen 2 Thlr. pr. zurückgezahlt — und den Anfang Hamanns zu. Ich kann dieses Schoofs- und Busen- und Herzenskind nicht länger entrahen, als bis Sie und unsere Freunde es zweimal gelesen. Dann fliege es mir wieder zu. So oft ich gar nicht lesen will, sondern nur denken oder genieſsen: so les' ich Hamann. — Da ich eben Einquartirung auf meinem Schreib-Kanapee habe — nämlich 2 Kinder und 1 Hund — so mufs ich unordentlich und kurz zugleich schreiben. Wenn Sie Herrn Wendel in meinem Namen danken: so bitten

Sie auch um ein geliehenes, unfrankirtes Exemplar vom Verkündiger, dessen Fülle und Wechsel mich immer so sehr erquickten. Grüfsen Sie recht den liberalen geist- und kenntnifsreichen Ammon, dessen Person mich zu seinen Werken führt, wie sonst umgekehrt, und den liebenswürdigen wackern Le Picque und den Ex-Schelling Mehmel. Ich danke für alle vereinigte Liebe, wozu auch die Ihrige gehört, freundlicher Prediger der Freundlichkeit.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

b. †

(Eben so eilig.)

An denselben.

Bayreuth, den 26. November 1805.

Hier folgt das Doppelwort an Herrn Mannsfelder.

Mit der Bitte um den Verkündiger meinte und mein' ich's ernsthaft. Der freundliche Ammon bringt ein neues Werk von Hamann sammt meiner Bitte um das vorige.

Ein poetisches Lexikon von Hamann kenn' ich nicht; ich wünscht' es wol zu sehen, da Sie ihm es zuschreiben.

Könnt' ich doch irgendwo in beiden Fürstenthümern Schwarzen's Erziehungslehre auftreiben, eh' ich meine in zwei Bändchen gebe.

Sogar einem Entfernten ist Le Pique's Entfernung eine unangenehme. Ich grüfs' ihn herzlich.

Allerdings gehen jetzt Droh- und Schwanzsterne

aller Art durch unsere Zeit; und nur ein Gott kann sagen, ob sie Welten zerstören oder selber zerstörte sind, oder nur durchsichtigere Erden.

Mögen immer glückliche Sterne über Ihnen stehen und herrschen!

J. P. F. Richter.

c. †

An denselben.

Bayreuth, den 18. März 1806.

Giebt es keine Möglichkeit und Post mehr, dafs ich meinen Luther und Anti-Mannsfeld wieder bekomme, lieber Marheinike? Mein Freund Thieriot, der in acht Tagen abreiset, möcht' ihn noch vorher lesen. Ich bitte sie darum. Könnten Sie in solcher Eile noch Grübner's Gedichte beilegen: ich würde Ihnen doppelt danken. Nach Ihrer Probe bin ich froh, dafs wieder neuer Geist in die Kirchengeschichte kommt, die immer so leer, wie die Kirchen selber, ist. — Die organischen Kügelchen zu meiner Abhandlung über die Reliquien sind ohne meine Zeugung durchaus unfruchtbar. — Leben Sie wohl und grüfsen Sie Mehmel und Ammon und das Buch Hamann.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

d. †

An denselben.

Bayreuth, den 8. April 1806.

Ich bedarf Ihrer ganzen Güte zur Entschuldigung meines Schweigens, das ein Ja oder Nein auf

Ihre Frage verschob. Indefs ist eben meine Antwort — dies entschuldige ein wenig das Schweigen — keines von beiden. Ich will nämlich gern meinen Aufsatz über die Reliquien für Ihr Taschenbuch vollenden — obgleich nur dessen Hälfte ernsthaft wird — aber ich habe nur dazu einen längern Spielraum, nämlich Zeitraum nöthig. Erst im August hab' ich meine Erziehungslehre vollendet; dann hab' ich für Kanne's allgemeine Mythologie eine Vorrede versprochen. Es käme nun darauf an, ob mein Aufsatz Anfangs Septembers nicht zu spät komme. Im andern Fall würd' ich ihn also für das künftige Jahr Ihnen anbieten, falls das Taschenbuch sich selber so lange verspäten wollte.

Ich danke Ihnen sehr für Ihr gütiges Darlehn von Grübel's Gedichten. Er gehört freilich nur zum Landvolke am Musenberge. Leben Sie wohl. Ich grüfse Sie und unsere Freunde.

J. P. F. Richter.

e.†

An W. v. Röder, General-Adjutant des Feldmarschalls v. Möllendorf in Berlin.

Bayreuth, den 29. Februar 1808.
Abgeschickt den 20. März.

Wenn der Schriftsteller zuweilen aus Büchern, so ist auch der Briefsteller aus Briefen zu errathen; und der Ihrige gab mir die Freude, daraus, wenn ich's Ihnen geradezu ins Gesicht — schreiben soll, ein wahrhaftes und schönes Herz zu errathen. Und dies sei von mir brüderlich empfangen! — Ihr Stand, Ihr Kriegs- und Ihr Residenz-Getümmel macht es

sonst eben nicht leicht, die Musik der Poesie gleichsam unter Kanonen und Stürmen zu vernehmen; desto leiser ist das Ohr, das sie dennoch hört. — Unsere erfreulichsten Töne kommen jetzt (vor der Hand und Zeit) von keinen andern Höhen herab, als (wie Schweizer-Kuhreigen) von den Musen-Bergen. Innigst erquickt hat mich Ihr Wort, dafs Ihr deutscher Bruder, eh' er für Deutschland gefallen, durch meine Werke einige über den Lebens-Dampf erhebende Stunden empfangen. Man ist schon froh, wenn man auch nur dem gemeinsten Todten ein Paar lichte oder warme Lebens-Minuten hat vor seinem letzten Gange mitgegeben; wie viel mehr, wenn man einem edlen Geiste, eh' er sein Leben opferte, dasselbe versüfst hatte. Daher, wenn ihn meine Werke sogar zum Tode hätten begeistern helfen, ich würd' es nicht bereuen.

Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme an meinem Innern! Schreiben Sie mir, so oft Sie können! Bleiben Sie so, wie Sie mir erscheinen! Und das äufsere Leben begleite und beglücke, so weit es kann, Ihr Inneres!

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Vergeben Sie mein Ausstreichen, sogar in der N. S. Da ich jeden Brief schnell hinschreibe ohne Konzept, so dafs der Leser die erste Auflage bekommt, so mufs ich bei dem Nachlesen die zweite hineinkorrigiren.

f.

An Dr. Dorow in Wiesbaden.

Bayreuth, den 15. September 1817.

Ihr Werthes vom 17. Juli d. J. erhielt ich in Heidelberg. Das Schicksal brachte am Abende vor meiner Abreise gerade Tiek aus England auch dahin, und unter andern mit darum, damit er mit Hamanns-Bücher-Buche, das Reichardt mir geliehen, aber nachher ihm geschenkt hatte, am Tische des Kirchenrath Schwarz mir wieder ein Geschenk machen sollte und zwar ungebeten. Indefs sammeln Sie immer so viele glänzende Flügelfedern, als diesem in die Sonne selber entflogenen Phönix ausgefallen, mit Hülfe seiner Freunde auf. Findet sich endlich der lange gewünschte Herausgeber, so leih' ich ihm freudig mein Exemplar dazu. Fänd' ich selber Zeit zur Herausgabe — welche freilich nicht im blofsen Abdruckenlassen, sondern auch in literar-historischen Erläuterungen bestehen mufs — so würd' ich Sie um Ihre Hülfe bitten. — Jacobi besitzt eigentlich den vollständigen Schatz.

Möge Ihr schöner Eifer für den Verklärten belohnt werden.

Ihr ergebener

Dr. Jean Paul Fr. Richter.

g.

An — —

Bayreuth, den 6. November 1821.

Ihr schöner, von der Freundschaft verlängerter Brief aus Bremen, höchstgeschätzter Herr, verdient

meinen wärmsten Dank gegen Sie, dem die Menge der Geschäfte nur kurze und gleichgültige Briefe erlauben kann. Durch den Weinschatz Ihrer Bergwerke, deren äufserliche Ausbeute den Menschen mehr beglückt, als die innere anderer Berge, werden meine Bitten und Ihre Wünsche zwar für diesen Winter erfüllt, aber auf eine andere Weise. Unter Ihren von mir versuchten Weinen sagt mir nämlich der aus Frankfurt gesandte Probe-Barsac, die Flasche zu 1 Fl., Oxhoft zu 180 Fl., allein zu, nicht blos durch Stärke, denn diese liefse sich durch Menge ersetzen, sondern durch die wohlthätigste Wirkung auf mein Nervensystem.

Ich bitte Sie daher, auf dem kürzesten Wege mir ein halbes Oxhoft dieses Weins von demselben Jahr und Werth gütig zu senden. Nach meiner Wetterkunde gibt der gelinde Winter allen Weinen völlige Durchgangs-Gerechtigkeit durch sich.

Leider thaten schon die ersten Gläser aus dem übersandten Sauterne-Fafs noch schlimmere Wirkung als der vorige, sonst so geistreiche Sauterne; — Nervenschwindel, Aussetzen des Pulses und Erhitzung des Kopfes noch am Abende (denn ich trinke nur Vormittags zum Schreiben Wein) erlaubten mir nur eine halbe Bouteille, deren zweite Hälfte aber auf einen Freund von mir rein und erheiternd wirkte. Weder Stärke, noch Schwäche sind hier Schuldige; denn Ihr starker Barsac zu 1 Fl. ist mein Freund und Arzt und Ihr Frankfurter Probe-Sauterne von 1814 zu 48 Kr. gerade das Gegentheil, und so der Preignac zu 1 Fl. Ihr Bremer Graves-Wein von

1818 hingegen wirkt wieder viel besser. — — Sie sind so geplagt mit mir, als wären Sie mein Hausarzt; — und der sind Sie auch als Kellerarzt; denn ich gebrauchte nie einen andern Arzt als mich selber.

Sie werden mir nun schreiben, wie ich das jetzo ausruhende Faſs — welches mit dem Kistchen 16 Fl. 3 Kr. Mauth und 32 Fl. 24 Kr. Fracht gekostet — durch Nachfüllen (vorigen Sauterne hab' ich noch) soll behandeln lassen. Noch zweifle ich, hier, wo man französische Weine nicht zu schätzen weiſs und daher nur wenige und nur schlechte hat — einen Käufer dafür zu finden. Ihr Wein wird nicht so sorgfältig behandelt werden wie meiner, sondern, da er der Ihrige ist, noch besser. Wegen der Nähe des Absendortes hab' ich die Frankfurter Proben mehr gekostet als die Bremer; für den Frühling bleibt ja noch die Wahl aus diesen übrig.

Möge nur der treffliche Barsac in seiner reinen Güte — ohne besonderes Faſsschwefeln, das meinem eigensinnigen Nervensysteme zuwider ist — anlangen können! Einem so theilnehmenden Manne wie Sie darf ich es wohl in einem Geschäftsbriefe schon sagen, daſs mein armer Körper in diesem Winter bei meinen geistigen Anstrengungen äuſserliche Stärkung bedarf, um die Trauer meiner Seele über die gröſste Wunde meines Lebens — über den Verlust meines einzigen 18jährigen Sohnes voll Talent und Tugend — auszuhalten.

Mit inniger Hochachtung

Ihr ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Diesen Vormittag hab' ich noch Ihren Sauterne von 1802 versucht und ihn recht gut (für mich nämlich) gefunden. Verzeihen Sie mein Wein-Bulletin!

h.

An den Kriminal-Direktor Dr. Jul. Hitzig in Berlin.

Bayreuth, den 20. Mai 1823.

An keinem Tage konnte mir Ihr so lange gewünschtes Buch erfreulicher zukommen als gestern, am zweiten Pfingsttage, weil ich dadurch auf einmal meine Pfingsten hatte; denn in Bayreuth unterscheiden sich mir Wochen von Festen nur durch die — Westen. — Ihre ganze Darstellung von den Eintheilungen an bis zur rechten Mitte zwischen furchtsamem Verschweigen und kecker Offenherzigkeit erfreute mich inniglich, so wie Ihr Schonen als sein Freund und Ihr Richten als Wahrheitsfreund und Ihre Sprache dazu, sammt dem ästhetischen Urtheil, und ich sehe froh Ihrem Denkmale Werner's entgegen. — Sie haben mir durch Ihr Geschenk auf eine schöne Weise mein Schweigen auf Ihre Bitte verziehen, deren Erfüllung theils durch meine Vorreden (die letzte in der unsichtbaren Loge), theils durch das Urtheil des Publikums überflüssig wurde, so wie jetzo noch mehr durch Ihr treffliches Buch.

Der hiesige schöne Abend mit Ihnen und den Ihrigen hat sein Abendroth behalten. Die kleine Morgenröthe, meine liebliche Eugenie, grüfs' ich

hier recht innig und väterlich. Auch Ihre Gesellschafterinnen seien gegrüfst. Mit Hochachtung und Liebe

Ihr ergebenster
Jean Paul Fr. Richter.

1.

An denselben.

Bayreuth, den 30. April 1824.

Guter, nachsichtiger, thätiger Glaubiger und Gläubiger! Denn in der That meine Schuld an baarem Dank ist grofs; und zwar für Thaten und Briefe zugleich. Sie allein waren ja der Stifter des Leserfestes.

Etwas entschuldigt mich der Anlafs selber, der Geburttag, der immer auch ein Geburttag von Antworten und allerlei Arbeiten wird. Auch der Frühling eignet sich so viel Zeit von mir zu, als wohnt' ich in einer grofsen Stadt; und wahrlich er ist auch eine und zwar die schönste. — Wie kann ich aber Ihrem herrlichen, mir unvergefslichen Berlin — dieser Bergstadt der deutschen Kultur, der gesellschaftlichen, ästhetischen und philosophischen, genug Dank und Freude bezeigen? Grüfsen Sie von mir noch die Toastdichter, besonders Schüller, v. Ahlefeld und Fouqué. Ueberhaupt wünscht' ich wohl Namen einiger Theilnehmer und Theilnehmerinnen, in so fern es bedeutende sind, wenigstens zur stillen Freude und Liebe zu wissen.

Noch einen frühern Dank als den letzten hab' ich Ihnen für Ihren Werner zu sagen, mit welchem

Sie mich viel näher bekannt gemacht und dadurch von manchen Seiten her ausgesöhnt haben. Hätten wir nur mehre so lebendige Lebensbeschreibungen als blos zwei; und Sie sollten der Freund von mehr als einem grofsen deutschen Schriftsteller gewesen sein. Der gute Werner fiel, wie der noch kräftigere Hofmann, in den poetischen Gährbottich unserer Zeit, wo alle Literaturen, Freiheiten, Geschmäcke und Ungeschmäcke durch einander brausen, und wo man alles findet, ausgenommen Wahrheit und den Glanz der Feile. Beide hätten sich zu Lessings Zeiten am Studium reiner entwickelt.

Ich habe in meinem 62sten Jahre oft auf einen meiner Festtrinker und Festtrunksprecher würdigen Streckvers gesonnen; aber noch immer wollte nichts kommen.

Leben Sie wohl, mein lieber Theilnehmer, mit Ihrer trefflichen Tochter und allen Ihrigen!

Ihr ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

Aug. Wilh. Iffland.

Geb. in Hannover den 19. April 1759,
gest. in Berlin den 22. September 1814.

In meiner Handschriften-Sammlung befindet sich der Originalbrief Ifflands an George Forster, welchen ich unter a. hier folgen lasse. Möglich, dafs derselbe bereits gedruckt ist, weil durch eine mit Bleistift beigeschriebene Bemerkung er dazu wohl bestimmt sein mufste; es heifst nämlich: „Obwohl mancherlei Anlafs sich findet, lasse ich dennoch diesen Brief ohne Bemerkungen abdrucken: er bleibt auch, neben dem Bestreitbaren, eine erfreuliche Erinnerung an den gefeierten Mann." Es scheint G. Forsters Handschrift selbst zu sein. Alles Forschens und Suchens ungeachtet habe ich weder in Forsters Briefwechsel, noch in seinen andern Schriften das merkwürdige Schreiben auffinden können, daher ich beinahe vermuthen möchte, dafs Forster seine Absicht nicht ausgeführt hat. Ist der Brief dennoch bekannt, so verzeihe man meine Unkenntnifs. Der unter b. mitgetheilte Brief zeigt uns Iffland, mehrere Jahre später, in tiefgereizter Stimmung über Verfol-

gungen, die ihm in Berlin durch Druck und Verbreitung bösartiger Pasquille zu Theil geworden waren; Iffland kam im Jahr 1796 nach Berlin.

---

a.

An George Forster in Mainz.

Manheim, den 30. Juli 1790.

Herzlich willkommen in Deutschland, in unsrer Nähe, bei Ihrer vortrefflichen Frau, bei denen, die Ihren Werth so herzlich fühlen und Sie lieben. Zu denen gehöre ich, Sie wissen es, und es ist Ihnen lieb, das erhöht meine Lebensfreude in schönen Stunden. Dank, dafs Sie meiner gedacht haben. Und mein Figaro hat Ihnen Vergnügen gemacht? Das belohnt und ermuntert mich sehr. In dem Briefe, den Sie darüber schreiben, steht etwas, davon ich nicht überzeugt bin, und so will ich Ihnen mein Vertrauen auf Sie und meinen Glauben an Ihre Nachsicht damit beweisen — dafs ich es geradezu sage:

„Unsre Freiheit ist nahe, ich bitte nicht mehr „darum, sondern, dafs das Volk dann die „Barmherzigkeit üben möge, welche uns un„sere Tyrannen so oft versagten."

Ich bekenne, dafs ich auf diese Epoche mich nicht freue, dafs ich mich betrübe, wenn Sie eintritt! Wenn die jetzige Form geändert würde, der erste Stand von seinen Bänken heruntergestofsen, der dritte sich an dessen Stelle darauf breit machte, was gewönnen wir? Die Gröblichkeit des Pariser tiers état mifsfällt mir, was würde aber nicht erst

der tiers état von Wien oder Bremen machen? Wer ist es, der zu Paris die Revolution vorbereitet und fast entworfen hat, als die Gelehrten? So würde es und so müfste es auch in Deutschland sein. Nun aber — Allgütiger! bewahre Deutschland vor den deutschen Gelehrten! Ihre Despotie, die schon jetzt Menschenverstand und Menschengefühl so oft beleidigt, ihre Widersprüche, die Faustrechtssitte, womit die Meisten ihre übellaunigen Systeme etabliren, die Rauhheit, der unbarmherzige Hochmuth, womit die Meisten schon bei ihrem Leben, der eine auf diese, der andre auf jene Weise — ihre Lobreden selbst schreiben, diese Klätschigkeit — im Mantel der Gradheit, diese Flegelei, genannt hoher Biedermannston, diese Herzenshärtigkeit — Gott! da richte ja noch lieber das alte Hofgericht von Rothweil als dieser Areopag — oder der, den dieser veranlassen könnte! — Ja, lieber Forster, ich kenne nichts, das mir mehr zuwider wäre, als der mehrere Theil der deutschen Gelehrten! Ihre Güte mag Sie oft abhalten, sie zu sehen, wie sie sind, oder jene mögen oft vor Ihnen die Krallen einziehen, die sie vor unser Einem in ihrer ganzen Häfslichkeit auf Tische und Angesicht und ihrer Kollegen Herz hinlegen. Es ist eine eigene häfsliche Raçe. — Hat Figaro Ihnen gefallen: so getraue ich mir, über diesen etwas besser Unterrichtetes und etwas Unterhaltenderes zu geben, wenn ich in späteren Jahren bequemer ihrer Kralle und ihres heimtückischen Kothwerfens aus Winkelgassen lachen kann! Da ich in Recensionen nie mifshandelt bin: so ist es

ein klarer Beweis, daſs ich es nicht aus Depit sage, sondern aus Sachkenntniſs. — Denn auch gestehe ich, daſs der Enthusiasmus für Einen (sei es Ideal) mehr Ganzes bewirken kann, wie ich glaube, mehr zum Vertrauen leite, und dem Vertrauen selbst eine Kraft gebe, welche eine Regierung Vieler nicht einflöſsen kann. Was in Frankreich jetzt ist — ist Schwindel, der sich mittheilte, nicht Kraft, die sich schon gesetzt hatte.

Wie wollen wir Bedrückungen entgehen, wenn wir die einzige Form abwerfen? Aber werden nicht Beeinträchtigungen, Vorzüge, Zurücksetzungen und die aus diesen von selbst entstehende Unterordnung immer das Loos der Menschen sein, so lange es Leidenschaften und Rechte des Stärkeren giebt? Und eben diese Rechte des Stärkeren werden so gut durch Familienbund und Antisten-Komplot beibehalten, vielleicht bündiger, als durch den jetzigen beständigen Militairfuſs! — Die freie Schweiz klagt und tobt dagegen und dennoch preſst der Familiendruck diese Klagen gewaltsamer nieder als Regimenter. Darum — ich gestehe es — wünsche ich lieber, daſs Alles bleibe, wie es ist! Wenn unsre Fürsten die französische Revolution, die deutschen Unruhen, als den Zeigefinger ansehen (und sie thun es), womit eine höhere Macht ihnen dräuet, wenn sie, dadurch geleitet, auf den Ursprung ihrer Macht, auf ihre Pflicht gegen uns (sei es aus Politik!) sehen: so mag Frankreich seine Garde-Nationale behalten — nie sollen Herr Pahl und Herr Renner deutsche Garden kommandiren, noch Herr Koch

oder Herr Boeck Grafen und Barone hängen, dann morgen wieder Cinna oder die Gnade des August spielen. Es ist mir recht, wenn wir bleiben, wie wir sind; es kommt nichts Befsres nach, am wenigsten in Deutschland. — Wer weifs, endet nicht die beste Welt von Lafayette — in einen Bankerutt! Die Finanz-Menschen behaupten: er sei schon — nur ausgesprochen sei er noch nicht. Was ist dann gewonnen?

Doch ich vergesse: Sie kommen aus Frankreich — und also müssen Sie leidenschaftlich für das sein, was Ihr edles Herz wünscht, dafs es dort sein möchte, und woran Ihr Glaube an gute Menschen nicht zweifeln kann, dafs es wird — und so bin ich mit dem, was ich sage, nothwendig Ihnen sehr zuwider.

Noch eins, scheint mir, wird jetzt übersehen. Fordern wir nicht zu viel von Fürsten? Es ist Mode, sie zu hassen; Mode steckt auch den Klügsten etwas an — ist es nicht Gerechtigkeitspflicht, sehr auf seiner Hut zu sein? Sie werden herzlich lachen (denn böse können Sie nicht darüber werden), dafs ich Ihnen das so umständlich schreibe, aber, sollte ich auch dadurch bei Ihnen verlieren, so würde ich doch das fast eher wollen, als verschweigen, was ich über die Freiheitslosung fühle, die Sie mir gegeben haben.

Da ich bei dem Krönungswesen mitfiguriren soll: so freue ich mich, dann einigemal nach Mainz zu kommen. Huber hat indefs die Zeitungen fast ordentlich geschickt, aber sich wohl gehütet mit einer Silbe dazu zu schreiben: dafs er lebe. Es ist

also doch zu vermuthen, dafs er existire, und wenn etwas von ihm verlauten sollte, bitte ich Sie, ihm wissen zu lassen, dafs ich seiner gedenke. Vor allen aber empfehlen Sie mich Ihrer guten Therese; empfehlen Sie mich ihr herzlich, denn ich begreife sie sehr. Bleiben Sie mir gut!

Iffland.

b.

An den Kriegesrath Müchler.

Berlin, den 3. December 1800.

Empfangen Sie meinen innigsten Dank für die schöne Empfindung, welche Ihr Herz und Ihr Talent mir gegeben haben. Es ist ein Busch um eine frische Quelle, an der Heerstrafse für den müden Wanderer gestiftet! Das Erstemal war dieses freundliche Wort, waren Sie das Lebenszeichen guten Willens, was in Berlin ich je empfangen zu haben weifs. Nachdem alle Federn und Zungen mich schänden und würgen — sind Sie der Erste, der es wohlwollend sagt — das ist zu viel!

In der That, da ich das Glück habe, eine gewisse Kindlichkeit der Empfindungen erhalten zu haben: so leide ich zwiefach bei dem herzlosen Wesen, womit einige Herostraten, die würdigere Dinge zerstören, mich systematisch verfolgen und die ganze jeunesse de Freron aufbieten, meinen Kredit und meine bürgerliche Ehre zu zernichten. Ich selbst kann für meine Vertheidigung fast nichts thun, also lege ich meinen guten Namen und seine Erhaltung bei jedem Ehrenmanne nieder, und so

muſs ich erwarten, welche Wendung die Dinge nehmen wollen; ob ich in Berlin bleiben kann, oder ob die Erhaltung meines Rufs mir befiehlt, es zu verlassen.

Von Herzen der Ihre

Iffland.

Darf ich meinen Freunden Abschriften ohne Ihren Namen und mit dem abgeänderten Namen am Schluſs — G. t. r. geben? Wenn Sie es nicht verbieten, nehme ich es für Erlaubniſs.

Eduard Gans.

Geb. in Berlin den 22. März 1798,
gest. in Berlin den 5. Mai 1839.

In diesen Bänden ist schon öfters des Professors Ed. Gans Erwähnung geschehen und es sind Briefe an denselben mitgetheilt worden. Die freundliche Theilnahme des Herrn v. Varnhagen für mein Unternehmen macht es möglich, nun auch Briefe von Gans selbst, an Varnhagen aus Frankreich, Italien u. s. w. geschrieben, hier abdrucken zu lassen. Leider fehlt uns bis jetzt noch stets ein Lebensabrifs des trefflichen Mannes und seines einflufsreichen Wirkens auf unsrer Friedrich Wilhelms-Universität. Daher mag ein Wort über denselben hier einen Platz nochmals finden, welches ich in dem vierten Hefte der Facsimile mitgetheilt habe.

Eduard Gans, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Berlin, geboren daselbst den 22. März 1798, nimmt unter den deutschen Gelehrten einen bedeutenden Rang ein, der auch in Frankreich und England, so wie in dem altklassischen Vaterlande der Rechtsgelehrsamkeit, in Italien, in

ehrenvoller Anerkennung steht. Schon in jungen Jahren zeichnete er sich durch Scharfsinn, Kenntnisse und besonders auch durch Muth aus, mit dem er in der Wissenschaft die freie Untersuchung gegen ein bloſses Namensansehen geltend machte. Er trat als Vertreter der Philosophie in der Rechtswissenschaft auf, und indem er hiebei die sogenannte historische Schule zu bekämpfen hatte, siegte er nicht nur auf dem philosophischen Gebiete, sondern zeigte sich auch auf dem historischen durch Kenntnisse und Behandlung der Gegenstände seinen meisten Gegnern überlegen. Sein groſses Werk über das Erbrecht giebt hievon Zeugniſs. Durch lebendigen Vortrag und beredte Darstellung ragte er unter den ausgezeichnetsten Lehrern der Berliner Hochschule besonders hervor. Obwohl durch Talent und Muth sehr zur Polemik hingetrieben, und vortrefflich für diese ausgestattet, darf er doch keinesweges streitsüchtig genannt werden, noch bediente er sich jemals unedler Waffen. Im Gegentheil wird von Allen, die ihn kannten, seine wohlmeinende Gutmüthigkeit und menschenfreundliche Gesinnung gerühmt, die er selbst da noch ausübte, wo ihm halsstarrige Unversöhnlichkeit gegenüber stand.

---

a. †

An Varnhagen von Ense.

Berlin, im Oktober 1824.

Hier mein Bericht über den Vorgang auf der Universität, von dem Sie so viel Ungenaues gehört

haben! Lassen Sie gefälligst Herrn v. Beyme wissen, wie es sich damit verhält. Ein akademischer Scharmützel, im Scherz, doch scharfe Hiebe! — Ich rede von mir, wie Cäsar, in dritter Person. —

Die Disputation quaestionis fand Sonnabend den 5. September 1824, Morgens 11 Uhr, im grofsen Hörsaale statt. Der junge Promovendus war Carl Ludwig Michelet von der hiesigen französischen Kolonie, früher Referendarius beim hiesigen Stadtgericht, späterhin der Philosophie beflissen. Die Dissertation behandelte einen Gegenstand der Rechtsphilosophie de dolo et culpa. Decan war der Professor Ideler. Die der Dissertation angehängten Theses waren aus allen Theilen der Philosophie genommen. Die ersten Opponenten, Laspeyres und Saunier, meinten es mit der Sache erstaunlich ernst, und glaubten in der That pro veritate fechten zu müssen. Des ersten Latinität war untadelhaft, der zweite griff mit der Bibel in der Hand die Thesis 11 an, und zwar im Predigerlatein. Gans Weise zu opponiren war also:

Er erwiederte dem ihn mit unverdienten Lobeserhebungen anredenden Promovenden, dafs die Furcht, die dieser äufsere, seine Dissertation würdig vertheidigen zu können, unnöthig sei, weil die Vortrefflichkeit der Arbeit solche Furcht unstatthaft mache: Man könne es übrigens dieser Arbeit, wenn man etwa zweifelte, ob man den Promovenden als Jurist oder Philosophen anzugreifen habe, sofort ansehen, wer von beiden sich hier bloſsstelle, denn für einen Juristen, namentlich für einen eleganten und histo-

rischen, sei der Inhalt der Abhandlung, welche von dolum und culpa handele, ein viel zu leichtes und oberflächliches Thema. Diese grofsen Juristen hätten jetzt andere Dinge zu thun, indem sie ausmitteln müfsten, ob Susanna, die Tochter des Cujacius, wirklich eine Hure gewesen, oder nicht, oder auch, ob die Professoren in Bologna ihre Honorare mit Strenge eingetrieben, oder, wenn sie reich und grofsmüthig waren, mit Liberalität erlassen hätten. Solche Themata bekundeten den echten, wahren und grofsen Juristen, der Promovendus aber müsse in Ermangelung eines solchen es sich schon gefallen lassen, ein Philosoph zu sein. Auch wären damit, dafs er ein Philosoph sei, noch mancherlei Vortheile verbunden, denn als Jurist hätte er sich des Hochverraths schuldig gemacht, und den Kopf verwirkt, weil er den Hasse nicht citirt habe (Professorem non Bononiensem, sed Bonnensem), der das erstaunliche Talent gehabt habe, seine culpa statt auf hundert auf sechshundert Blättern zu schreiben. Da er aber ein Philosoph sei, der Opponent jedoch nur ein Jurist, so könne zwischen ihnen kein eigentliches Disputationsverhältnifs entstehen, sondern nur ein Colloquium, wie es etwa in den Platonischen Dialogen gefunden wird, so dafs Einer den Philosophen, der Andre den Sophisten oder dummen Jungen vorstellt. Diese letztere Parthie erwähle sich der Opponent, weil er als Philosoph nicht bestehen zu können glaubt, und weil die cathedra superior, auf welcher der Promovendus stehe, dieses Recht ihm allein gewähre. Nun folgte die Disputation,

die eben so zu Scherzen Veranlassung gab, und wobei namentlich dies Gelächter erregte, dafs eine Stelle der Dissertation, worin der Verfasser gesagt hatte, ich weifs nicht (haud scio) als eine unphilosophische Behauptung angegriffen wurde, indem ein Philosoph verpflichtet sei, Alles zu wissen. Bei Gelegenheit der Stelle (S. 33), worin gesagt wird, dafs man, um sich das Leben zu erhalten, stehlen könne, wurde die Anekdote erzählt, dafs ein französischer Polizei-Präsident einem Pasquillanten, der sich mit der Einrede vertheidigt hatte, er müsse leben (il faut donc que je vive), geantwortet habe: je n'en vois pas la necessité.

Nachdem die Disputation zu Ende war, hielt Gans eine Schlufsrede, worin er von den ausgezeichneten Fähigkeiten und den Erwartungen sprach, zu denen der Promovendus berechtige, von der Philosophie, als der Mutter der Wissenschaften, die keiner, selbst ein Historiker nicht ungestraft verachte, endlich von Hegel, der die in hiesiger Universität eingerissene und crasse Empirie wieder gezwungen habe, an Gedanken zu denken.

B. †

An denselben.

Berlin, den 11. Februar 1831.

Ew. Hochwohlgeboren

werden mir hoffentlich verzeihen, wenn ich hiermit eine Behauptung widerlegen mufs, von der ich so eben höre, dafs sie von Ihnen in der gestrigen So-

cietät für wissenschaftliche Kritik ausgesprochen worden ist. Sie sollen sich nämlich darüber beklagt haben, dafs ich die Nachricht verbreitete, Sie seien der Verfasser gewisser Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Dies ist vollkommen unrichtig: ich habe dies niemals verbreitet, sondern, grade umgekehrt, mir ist von mehreren Seiten erzählt worden, Sie seien der Verfasser der mit einem † bezeichneten Artikel, wovon mich einer heftig und unverdient angegriffen hat*). Ich mufs gestehen, dafs es mich damals tief kränkte, mich von einem Manne beleidigt zu glauben, dem ich immer mit gröfster Freundschaft zugethan war, dessen Talenten und Charakter ich jederzeit die gröfste Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und der zu den wenigen Gleichgesinnten gehört, die so sparsam sich bei uns zusammenfinden: ich mufs auch gestehen, dafs ich trotz dem, dafs mir die Sache im Tone der entschiedensten Gewifsheit erzählt wurde, einige Zweifel niemals habe unterdrücken können, und selbst noch vor wenigen Tagen in einer Gesellschaft, wo wiederum Sie als der Verfasser der Artikel in der Allgemeinen Zeitung bezeichnet wurden, mich laut darüber äufserte, dafs ich nicht daran glaube. Ihre gestrige Aeufserung freut mich um so mehr, als ich nun die entschiedene Gewifsheit darüber habe, und

*) Der Artikel war von Varnhagens Schwager, Ludwig Robert, daher der Verdacht leicht entstehen konnte, und doch nicht durch Nennung des wahren Urhebers widerlegt werden durfte.

es bleibt mir nichts übrig, als Sie von ganzem Herzen um Verzeihung zu bitten, dafs ich einen Augenblick diesem Gerüchte habe Glauben beimessen können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster
Gans.

c. †

An denselben im Haag.

Berlin, den 6. August 1836.

Verehrtester Herr und Freund.

Durch Ihren Brief aus dem Haag, so wie durch Fräulein Solmar, bin ich leider davon benachrichtigt worden, dafs Ihre Badereise nach Scheveningen als verfehlt zu betrachten ist, und dafs Sie jetzt nach Ems steuern, um Hülfe gegen ein Uebel zu suchen, wovon Sie, so viel ich weifs, nicht befallen waren, als Sie uns verliefsen. Aus so weiter Ferne kann ich nur beste Wünsche für Ihr Wohlsein und für Ihre glückliche Zurückkunft ergehen lassen. Vielleicht, dafs die Reise, die damit verbundene Durchschüttelung, schon allein vermag, eine Heilkraft abzugeben.

Die Heftigkeit, die sich gegen meinen Aufsatz kund gab, hat sich nunmehr gelegt: die Jahrbücher werden mich weiter toleriren, und vielleicht wird Alles bald vergessen sein. Letzhin begegne ich Herrn R. im Café Royal.

Er. Ich habe Ihren Aufsatz über die Jahrbücher gelesen.

Ich. Das ist mir lieb.

Er (spöttisch). Nun er ist recht gut geschrieben.

Ich (grob). Sie meinen wohl auch, Alles mufs langweilig sein.

Die Drucksachen schreiten fort. Vierzehn Bogen sind hier censirt und gedruckt. Die Schweizer-Pille steht noch bevor. In drei Wochen ist das Buch fertig und ausgegeben, so dafs es Ihnen nach Ihrer Rückkunft sogleich zu Händen kommen wird.

Seit vierzehn Tagen werde ich wieder von einem so furchtbaren Kopfschmerz geplagt, dafs ich nicht aus den Augen sehen kann: er ist ganz nervös und halbseitig. Dafs ich in einem solchen Zustande nicht viel arbeiten kann, ist klar.

Den vierzehnten August gedenke ich denn auch abzureisen, und zwar zuvörderst zu meiner Mutter nach Dresden, dann über Würzburg und Stuttgart nach dem Rhein und Belgien: ich erwarte daher keine Antwort auf diesen Brief von Ihnen, und kann auch keinen Ort angeben, wo ich sie sicher empfangen dürfte.

Leo's Schrift gegen Diesterweg macht hier ein Mordaufsehen. Sie ist klotzgrob und in einen Teig von Gemeinheit und laisser aller gewälzt, dafs man sie lesen, lachen und ausspucken mufs. Ich bin neugierig, Ihr Urtheil darüber zu erfahren.

Mundt und Preufs, der eben von mir geht, grüfsen vielmals. Leben Sie so wohl, als es wünscht

Ihr aufrichtiger Freund Gans.

dl. †

An denselben in Berlin.

Genf, den 26. August 1837.

Verehrtester Herr und Freund.

Jetzt, wo ich an der Gränze Frankreichs mich befinde, und vielleicht schon in wenigen Tagen drinnen selber sein werde, will ich es doch nicht länger anstehen lassen, irgend ein Lebenszeichen von mir zu geben, obgleich dasselbe zugleich ein Krankheitszeichen ist. Denn ich bin heute an mein Zimmer gefesselt, weil ich durch eine Erkältung auf der Insel St. Pierre zwischen Biel und Neufchatel mir ein so heftiges Kreuzweh zugezogen habe (eine Courbature, wie Moritz Robert sagen würde), dafs jedes Aufstehen von meinem Sessel mir ein Geschrei des Schmerzes entlockt; ich habe es deswegen auch aufgegeben, einen Abstecher nach Chamouny zu machen, weil sicherlich nichts lächerlicher ist, als einen lahmen Reisenden auf Bergen zu sehen, die Flinkheit erfordern.

Aus meinen fortzusetzenden Rückblicken wird wohl nichts werden, denn dazu sind vor allen Dingen Blicke nothwendig, und zu den Blicken wiederum Dinge, die geblickt werden. Nun aber bin ich nie so unglücklich gewesen als diesesmal, und ich mufs das mangelnde Objective durch das ersetzen, was ich selber in den gewöhnlichen Gegenständen bemerke: Hirngespinnste, die für eine innere Bildungsgeschichte recht gut und nützlich sein können, die aber nicht verdienen, dem Publicum

mitgetheilt zu werden, das doch ein Recht darauf hat, dafs ihm zuvörderst ein historisches, oder ethnographisches, oder wichtiges Object überhaupt geboten werde; nicht eines, das blofs innerlich ist und nur durch das Talent des Schreibenden eine Substanz gewinnen kann; ein Talent, das ich am entferntesten bin mir zuzuschreiben. Ueberhaupt habe ich immer bemerkt, dafs einem das entgeht, worauf man sein hauptsächliches Augenmerk richtet; ich bin diesesmal auf Rückblicke ausgereist, und es wird mir gehen, wie immer, wenn ich einen Schirm habe: es wird nicht regnen.

Was soll ich von Deutschland melden, als dafs ich zwischen Berlin und Leipzig zum erstenmale gehört habe, was ein Gold- und Silberplättner ist, dafs ich Brockhaus im Kampf mit der Hyder einer neu zu errichtenden Zeitung fand, deren einen Kopf abzuschlagen er die Güte hatte mir zuzumuthen, dafs ich des Morgens um 7 Uhr mitten im Regen mit etwa 100 Fahrenden auf der Eisenbahn von Leipzig nach Althen reiste, und alle in Bewunderung über das fand, was doch Menschen aushecken könnten, dafs ich übrigens dieselbe rüstige Langeweile, dieselbe Zufriedenheit mit Unerträglichem, dieselbe Lust, das nochmals zu begründen, was schon längst begründet ist, wie immer angetroffen habe. Der deutsche Geist wird wie eine Locomotive von dem Dampfe bewegt, der von andern Ländern herkommt; selbst kann er nicht gehen, aber auch, wenn er ruht, ist er doch stolz darauf, dafs er in Bewegung gesetzt werden mag. Wie übrigens die Eisen-

bahnen, dieses umgekehrte Babel, auf Deutschland wirken werden, bin ich recht neugierig zu sehen; vielleicht erleben wir einmal die Freude, im eigenen Dampfe zu athmen.

In Heidelberg bin ich ungefähr acht Tage gewesen; nie aber hat es auf mich einen so traurigen Eindruck gemacht. Eigentlich lebendige Wissenschaft ist dort nicht anzutreffen. Die Universitätslehrer bemühen sich, den Studirenden grade das beizubringen, was diese für das Examen nöthig haben; ja sie gehen so weit, das selbst zu gestehen und auszuposaunen. Die Ankündigung einer vollständigen Heidelberger Vorlesung würde ungefähr so lauten: „Die genauesten Notizen über alles Wissenswerthe im Staatsrechtlichen, ohne welches man unfehlbar im Examen plumpen würde." Was die Universität 1820 war, als ich sie verliefs, das ist sie noch. Von Thibaut hört man dieselben Redensarten; Mittermaier bleibt ein ungeheurer Polyhistor und Litteraturkenner, ohne sie gelesen zu haben, und Zachariä macht für Geld Gutachten für beide Parteien. Philosophie ist dasjenige, was man verabscheut, weil man eine gräfsliche Furcht davor hat, und Creuzer ist der einzige, der sich der verlassenen und verbannten heute annehmen mag. Dieser Mann in seiner liebenswürdigen und kindlichen Naivetät ist mir die einzig angenehme Erscheinung gewesen, welche mir begegnete. Die Marquise Arconati mit ihrem feinem Sinne für alles, was Welt heifst, findet sich auch in Heidelberg weit unbehaglicher als in Bonn; sie wird im Winter nicht dahin zurückkeh-

ren, und Carletto wird in Edinburg deutsche Bildung schottisch überziehen lassen.

Einen zweiten Ruhepunkt habe ich in Baden-Baden gemacht, das unter der Last seiner Engländer erseufzt, die mir auf dem Continente niemals lächerlicher vorgekommen sind, als grade jetzt. Ihre Unterhaltung dreht sich um den Mittagstisch, der entweder *capital pretty* oder *bad* ist, meistens aber das Erstere, um die Wohnung, die immer capital ist, weil man den Kerls die besten Zimmer anweist, und um das Frühstück, das sie selber eigentlich anordnen, und als ihr eigenes Product bewundern müssen. Sonst reisten nur die Lords und Honorables, jetzt reist aber auch der dritte und vierte Stand, der es noch immer wohlfeiler als in England findet. Mit keinem Engländer, den ich auf dem Continente sah, habe ich mich in ein Gespräch über Englische Verfassung und Zustände einlassen können; sie verachten den Fremden entweder, oder glauben nicht, dafs er werth sei, in ihren Particularitäten unterrichtet zu werden. Wie ganz anders hat mich Herr Ticknor, den ich in Heidelberg traf, über Amerikanische Verhältnisse au fait gesetzt.

Endlich habe ich von einem dritten Aufenthalte zu sprechen, von dem in Neufchatel; von einer Art von Inspection über meine ehemaligen Schüler. Diese sind sämmtlich noch gröfsere Royalisten als der König selber geworden, und zwar aus einem ganz einfachen Grunde: denn sie besitzen das ganze Königthum nur im Wappen; sie bezahlen ihm nichts; es kann sie nicht erreichen, und so ist es denn ledig-

lich Ornament, ein Staatsrock, eine Balleinladung, eine Ehre, die man genieſst, ohne daſs sie erdrückt. Reiche Privatleute und Industrielle werden immer geneigt sein, den Proletarien dergleichen Medusenhäupter entgegen zu halten, namentlich, wenn sie die Kunst besitzen, nicht selbst davor in Schreck zu gerathen. Uebrigens muſs man gestehen, ist es auch die Gutmüthigkeit des Königs, von der man allerlei Züge zu erzählen weiſs, welche die Neufchateller entzückt. Nächst dem Könige steht der General von Pfuel im allerbesten Ansehn. Man sagte mir: nie sei eine bessere Wahl getroffen worden, weil in diesem Manne die Festigkeit, die einem Preuſsen gezieme, sich mit dem Liberalismus vereinige, der in der Schweiz nothwendig wäre. Wenn man übrigens eine petite ville sehen will, so muſs man nach Neufchatel kommen. Bisweilen wurde ich von dem General-Postmeister Jeanrenaud, von einem alten Zuhörer, jetzigen Chatelain du Landron, Matile, von Herrn von Meuron, Favre etc., im Wagen zu Spazierfahrten abgeholt. Dann waren alle Damen der Straſse *) am Fenster, denn die Anwesenheit eines Fremden, welcher abgeholt wird, ist ein Ereigniſs für eine kleine Stadt. Man giebt hier noch alle Titel in gehöriger Weise; man nennt Herrn v. Pfuel nie anders als *Son Excellence*, man sagt *Mr. le Professeur*, *Mr. le Chatelain*, *Mr. le maître de poste*, und man behandelt sich mit aller *bonhomie bourgeoise*, die in groſsen Städten so ganz abge-

*) Das heiſst, welche darin wohnen.

kommen ist. Auf der Insel St. Pierre bei Neufchatel wird das Zimmer gezeigt, in welchem Jean Jaques Rousseau sich längere Zeit aufhielt. Das Mobiliar, ja das Bett ist erhalten, und ein Buch ist aufgelegt, in welches jeder Besucher sich einzeichnen soll. Hier nun hatte am Tage, ehe ich da war, ein Mann, der sich Mr. Decrette, Savoi, unterzeichnete, ein infames Pasquil gegen Rousseau eingeschrieben, auf das weitläufig in französischer Sprache ich zu antworten für gut fand. Mir kommt so etwas nicht minder strafbar vor, als wenn Jemand heilige Monumente zerstört oder beschimpft.

Genf, den 27sten.

Mein Kreuzweh, das heute, trotz einer spanischen Fliege, heftiger ist als gestern und mich complett lahm macht, verschafft mir bei allem dem das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten und diesen Brief beendigen zu können. Als Reiselecture hatte ich in Heidelberg den dritten Theil des Heine'schen Salons gekauft, bin aber erstaunt über das Unzusammenhängende der ganzen Production, die doch nur durch stärkeren Humor eine Substanz hätte gewinnen können. Sporadische Witze sind nicht fähig, uns für die Langeweile eines durchaus mangelnden Totaleffects und, ich möchte sagen, Totalzweckes zu entschädigen, und diese mit unterlaufenden Witze kommen seltener als in früheren Productionen vor. Glauben Sie nicht etwa, verehrtester Herr, dafs ich ärgerlich auf Heine bin, weil er mein Berliner Geschrei in Potsdam will gehört ha-

ben; solche Freiheiten nehme ich nicht übel, und ich habe recht herzlich darüber gelacht; aber damit macht man kein Buch, das in der Litteratur genannt werden soll.

Jetzt habe ich aber vierzehn Seiten von mir und meiner Reise vollgeschrieben, ohne mich nur ein einziges Mal nach Ihnen erkundigt zu haben. Wie geht es Ihnen denn mit den leiblichen Zuständen? sind Sie von Ihrer Reise glücklich zurückgekehrt? Die Nachricht in der Allgemeinen Zeitung, dafs die Cholera in Berlin ausgebrochen sei, hat mich sehr erschreckt, und würde mich zur unverzüglichen Rückkehr nach Berlin bewogen haben, wenn nicht dergleichen Zeitungsnachrichten häufig von solchen herrühren, die nichts Besseres zu schreiben wissen und daher auch nicht genau sind, wie ich ja aus eigener Erfahrung am besten zu wissen berufen bin. Nicht minder thut es mir leid, dafs es mir nicht vergönnt ist, Seydelmanns Vorstellungen in Berlin beizuwohnen, von denen Sie wohl noch eine oder die andere genossen haben werden.

Der Reisegefährte, über den Sie wohl einiges werden wissen wollen, gehört zu den guten, unverdrossenen Jungen; eine eigentlich moralische Stütze gewährt er mir nicht, denn ich kann mich in Wahrheit über nichts mit ihm unterhalten. In der Politik ist er Null, in der Litteratur Null-Null, vom Leben und seinem Fache weifs er, was ein Auscultator zweiten Ranges ungefähr wissen kann; er verspricht einer von den Vielen zu werden, die nach

Jahren im dritten Examen bestehen dürften. Aber von Seiten des Herzens und der Unverdrossenheit in Besorgung der nöthigen Reisegeschäfte ist ihm das beste Lob zu ertheilen.

Gern würde ich Ihnen einen bestimmten Ort für die Ertheilung einer ordentlichen Antwort genannt haben, wenn ich nur wüfste, von welchen mich die Cholera ausschliefsen wird, und wohin sie mir zu gehen erlaubt. Auf jeden Fall darf ich wohl bitten, mir nach Bordeaux poste restante unverzüglich zu schreiben, denn einen früheren Ort kann ich nicht vorschlagen.

Haben Sie die Güte, mich dem lieben Fräulein Solmar, Dirichlets, Madam Lea Mendelssohn Bartholdy und Hensels ergebenst zu empfehlen, und sein Sie von der fortdauernden Freundschaft überzeugt

Ihres ergebensten
Gans.

Haben Sie vielleicht die Güte, Herrn Duncker in meinem Namen den Auftrag zu geben, Laube ein Exemplar der Philosophie der Geschichte zuzusenden.

e. †

An denselben.

Montpellier, den 11. September 1837.

Verehrtester Herr und Freund.

Die Cholera, welche mich nun schon so oft Reiserouten wechseln, Orte aufgeben und andere

dafür in Empfang nehmen liefs, welche mich von Italien nach Frankreich, von Marseille nach Montpellier warf, hätte mich von hier sofort zurückgehen lassen, um durch eine bösartige Dialectik (wie ich sonst geschrieben haben würde), mich das aufsuchen zu machen, was ich vermeide, wenn nicht ein Brief von Feige vom 30. August mir etwas beruhigendere Nachrichten gäbe. Im Grunde sagte ich mir, nach einigen heftigen Aengsten, sind meine Verwandten und Freunde so gestellt, dafs sie allenfalls dem Tiger aus dem Wege gehen können, und sollten sie auch nur nach Freienwalde und Neustadt entwischen. Sie vermuthe ich eigentlich noch in Hamburg, seit ich weifs, dafs die Cholera in Berlin so wüthet, und wenn ich diesen Brief nach Berlin richte, so geschieht es, weil ich mir denke, dafs Ihnen wichtige Schreiben (verzeihen Sie, dafs ich das meinige dazu rechne) nachgeschickt werden.

In Genf fand ich, als ich eben humpeln konnte (und ganz gut kann ich's heute noch nicht), einen alten Freund aus Lausanne, Herrn Guison, der mich Genfer Rechtslehrern vorstellte, welche weder meine Person, noch meine Bücher, aber durch französische Vermittelung meinen Namen kannten. Ein Rudel alter Schüler, hörend, dafs ich da sei, suchte mich auf, und die Schweizerische Nützlichkeitsgesellschaft, welche alle Jahre zu ihrer Zusammenkunft den Canton wechselt, diesesmal aber in Genf sich besprach, liefs mich durch eine Deputation zu ihrem Abendessen im Navigationshause einladen, und gewährte mir einen Ehrenplatz. Komischere Reden

als hier habe ich wohl nie gehört; sie fingen bei den Meisten deutsch in schärfster Dehnung an, und endigten französisch, aber weit besser, als sie anfingen. *Desinit in piscem mulier formosa superne.* Am besten bewegte sich noch in diesem Deutschfranzösisch der Bürgermeister Hefs aus Zürich. Herr Guison forderte mich zum Sprechen auf, und ich mufs gestehen, ich hatte die ungeheuerste Lust, aber die Furcht, mich und meine Rede den anderen Tag im Fédéral wiederzufinden, die Angst vor etwanigen Berliner Bemerkungen hielten mich davon ab, eine Feigheit, die ich auf dem Nachhausewege bitterlich beklagte. So ist man aber. Ein Leben in solchem Hintergrunde mergelt den Menschen aus, und man erkennt sich nach einigen Jahren kaum mehr wieder.

Ich betrat in Frankreich ein Departement, das Departement de l'Ain, das wegen seiner Naturschönheiten ausgezeichnet, wegen seiner Fruchtbarkeit bekannt ist; aber welcher Abstand, wenn man von der Schweiz nach Frankreich kommt. Schmutz und Bettelei stehen als Hüter an der Grenze; die Polizei-Commissarien haben ganz noch den schneidenden Ton, den lauschenden und mifstrauischen Blick der Napoleonischen Zeit. Es ist merkwürdig, wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaschungen des Mittelmäfsigkeitswassers doch die insicive Farbe Friedrich des Grofsen nicht los werden. Die Franzosen haben zwischen Napoleon und sich einen unglücklichen Krieg, eine Restauration, eine Revolution, zwei Charten, und doch steht der

Kaiser an jedem Zollhause, steckt in jeder Uniform, und sieht aus den Augen eines jeden Polizeibeamten. Lyon machte auf mich einen unglücklichen Eindruck. Wenn man etwa die herrliche Aussicht von der Höhe von Fourvière ausnimmt, die mich erhob und begeisterte, so sah ich nichts als eine Stadt, die sich von grofsen Fabricationsleiden eben wieder aufnimmt, die aber in Litteratur, Wissenschaft, Theater, Leben und Politik, das heifst in Allem, wonach ich reise, einer der Gypsabgüsse von Paris ist, und zwar einer von den vielen, die man kaum mehr sehen mag. Wie Sie am Ende in den verschiedenen Städten die Gypsabgufscabinette nicht besuchen, weil sie doch nur in Allem die Abdrücke der Elgin Marbles finden, so brauchen Sie, wenn Sie wollen, die meisten französischen Provinzialstädte nicht zu sehen. Sie finden nicht allein keine Unabhängigkeit des Geistes, sondern, was weit ärger ist, nicht einmal die Pretention darauf. Paris ist die Zunge, welche nicht allein für die Provinzen spricht, sondern sie auch verzehrt. Sie können dies schon daraus sehen, dafs man die Nachrichten aus Spanien hier in Montpellier über Paris empfängt, obgleich man auf der place du Peyron allhier ganz deutlich die Pyrenäen gewahrt. Dies wird sich auch so leicht nicht ändern; man fühlt die Abhängigkeit nicht, weil Jeder zugleich der Möglichkeit nach ein Pariser ist, und die Hauptstadt gewinnen kann, wenn er Geld und Lust hat. Nur die Volkssitten möchten doch hier in Languedoc eine Verschiedenheit haben, die sie von den übrigen französischen abschneidet. Die

Trachten des Volkes, ja die Sprache sind nicht mehr französisch; es ist das catalonische Idiom, das hier die Oberhand gewonnen hat, und Sie würden kein Wort von dem verstehen, was Ihnen das Volk sagt. Wir täuschen uns übrigens so häufig, wenn wir glauben, es sei ein gröfseres Streben nach deutschen Hülfsmitteln in Frankreich erwacht. Wenn man auch auf den Collèges Deutsch lehrt, so ist es grade so, als wenn die Jungen bei uns lateinisch lernen. Bei wie vielen bleibt dieses kleben? Nach einigen Jahren vergifst sich dasselbe wieder, und eine lebende Sprache noch weit rascher als eine todte. So wie Sie über Genf hinaus sind, hört jede Möglichkeit, eine deutsche Zeitung zu bekommen, auf; von einem deutschen Buche ist gar keine Rede mehr; kein Leseklub, keine Ressource, wie wir es nennen würden, besitzt die Allgemeine Zeitung oder irgend eine andere deutsche. Mir ist es recht lieb, einmal ins südliche Frankreich gekommen zu sein, um andere Vorstellungen über die Stellung der Nation zu uns zu erhalten, wie man sie in Paris in der Regel empfängt. Deutsche werden in Frankreich entweder überschätzt oder nicht beachtet. Für wahre Würdigung fehlt die Kenntnifs der Sprache, der Litteratur, wie wir sie z. B. von den Franzosen haben.

Auf der Dampfbootreise von Lyon nach Avignon wollte der Zufall, dafs Herr Sauzet, ehemaliger Grofssiegelbewahrer, und Herr Viennet, Deputirter von Beziers, Mitpassagiere waren. Beide kannte ich von früher her. Herr Sauzet, ein Advocat im wahren Sinne des Wortes, ehemals Legitimist, dann Tiers-

partist, jetzt zur Doctrin hinneigend, im nächsten Augenblicke das wieder verwerfend, was er kurz vorher wollte, die Macht vor allen Dingen liebend, obgleich jetzt ein wenig von derselben entfernt, fuhr nur bis Valence mit, wo er sich auf das Land begab. Er sprach viel von der Dissolution, zu der er, wie ich glaube, keine grofse Hinneigung verspürte, da er vielleicht nicht wieder gewählt zu werden fürchtet. Es war indessen interessant, einen ehemaligen Minister, und zwar einen, der es noch vor einem Jahre gewesen war, der Menge, aus der er hervorgegangen ist, wieder zurückgegeben zu sehen. Die Mitreisenden, die ihn kannten, nahmen keine sonderliche Notiz von ihm, und er selbst, man mufs ihm das nachsagen, hatte auch nichts in seinem Wesen, was an seine frühere Stellung erinnerte. Wenn wir dagegen unsere ewigen, olympischen, für immer geborenen Minister halten! Herr Viennet (in parenthesi: ein seichter Kerl, weswegen ihn die Académie française Benjamin Constant vorzog) ging indessen bis Avignon mit, und machte am folgenden Tage mit uns einen Ausflug nach der Quelle von Vaucluse. Er ist ein *panier percé,* ehrlich genug, um sich nicht zu verkaufen, aber dumm genug, um der alten Justemilieu-Fahne mit unausgetrockneter Treue nachzugehen. Wahrscheinlich wird er bei erfolgender Auflösung in Béziers nicht wieder gewählt. So sagt man wenigstens in Montpellier. Ueberhaupt ist die politische Constellation in Frankreich jetzt also, dafs bei den nächsten Wahlen eine grofse Masse Legitimisten und weit mehr

Radicale in die Kammer kommen werden. Man macht sich darauf gefafst, unter den Deputirten Villéle, Corbière, Chateaubriand, Peyronnet selbst zu finden. Ludwig Philipp ist im Lande nicht geliebter, als er vor zwei Jahren war; nur ist man einerseits noch müder geworden, jetzt eben so der Höllenmaschine, wie früher der Emeuten, andrerseits sieht man die Nothwendigkeit ein, in geschlossener Schlacht zu kämpfen, was sich nächstens aufthun wird. Das Programm, welches die Legitimisten publicirt haben, nähert sich mit wenigen Ausnahmen dem der entgegengesetzten Opposition, und wir werden noch einmal das interessante Schauspiel erleben, Contreopposition und Opposition in Verbindung mit einander gegen die Regierung auftreten zu sehen.

Trotz aller Centralisation sind überhaupt die Unarten in Frankreich noch nicht centralisirt; ich verstehe darunter die ewigen Vexationen, die jede Stadt wegen der Einführung von Cigarren, Wein, Oel und anderer Nahrungsgegenständen an Fremden auszuüben berechtigt ist. Wie gesagt: die Franzosen mit ihrer Nationalöconomie sind practisch in Allem, was das gemeine Bedürfnifs betrifft, Colbertisten, Bonapartisten und gar nicht über 1789 hinaus. Als wir in Nismes visitirt werden sollten, machte Herr Viennet einen Höllenspectakel. *Quelle bêtise! je n'aurais jamais cru mon pays aussi bête. Sommes-nous en Allemagne ou en Italie?* Und als ich bemerkte, dafs man in Deutschland nicht mehr visitire, so sagte er: *Vous faites donc ce qu'on ne*

fait même plus en Allemagne! (Wie gefällt Ihnen das?) Wenn Sie nach Frankreich kommen, gehen Sie nicht an die Ufer der Durance und Sorgue; besuchen Sie die Provence nicht, diese gueuse parfumée, wie sie Voltaire nannte. Dafs die Dichter übertreiben können, habe ich gewufst; dafs sie ganz andichten, erfährt man hier. Die

Chiare fresche e dolce acque
Ove le belle membre
Pose colei che sola a me par donna

sind, bis auf den Bassin, woraus die Sorgue entspringt, unbedeutend, und können sich, wie man in Süddeutschland zu sagen pflegt, „heimgeige lasse." Interessant mag es Ihnen aber sein, dafs es in Vaucluse, wie hier in Montpellier, in sechs Monaten jetzt nicht geregnet hat.

Aber nach Nismes müssen Sie gehen. Wenn man die Eisenzähne sieht, die das tiefwurzelnde, friedfertige Rom in den Gallischen Boden einklammerte, wenn man das Amphitheater betrachtet, das weder die Wuth der Christen, noch der Fanatismus der Sarazenen vom Erdboden wegzubringen vermochte, oder die Maison quarrée, deren einfache Bauweise das erhaltenste Muster für alle Zeiten ist, so geht man aus diesem steinernen Rom gern in das lebendige zurück, malt es mit seinen Erinnerungen aus, und Caesar Augustus, ja selbst die Nachfolger, lassen uns einen Augenblick den Birnenkönig und seine um ihn herumwachsenden Früchte vergessen.

Nach Barcellona kann ich diesesmal nicht gehen; ich halte mir Spanien ein anderesmal offen,

denn erstens müfste ich nach Marseille, wo die Cholera noch stark wüthet, dann würde ich erst in zehn Tagen abreisen können, und endlich meint man, jetzt dahin kommende Deutsche könnten leicht für Spione gehalten werden und Unannehmlichkeiten haben. Morgen gehe ich nach Toulouse und den Pyrenäen, und schreibe Ihnen hoffentlich erst wieder von Bordeaux.

Von der Schweinerei in Südfrankreich gebe ich Ihnen einen an- oder abziehenden (je nach dem Geschmacke) mündlichen Bericht. Ganz neue Seiten dieser Parthie sind von mir entdeckt worden, die spät unter meinen Papieren gefunden werden möchten.

Wie dies wahrscheinlich bei dem vorigen Brief geschehen ist, bitte ich Sie ebenfalls mit dem gegenwärtigen zu verfahren, meine lieben Freunde, Fräulein Solmar, Mad. Mendelssohn Bartholdy, Dirichlets, Hensels, zu grüfsen und ihnen diesen Brief mitzutheilen, der nicht minder für sie geschrieben ist. Vieles Interessante hätte ich melden können, aber die Rücksicht auf das Porto hemmt mich. Auch müssen ja noch Nachlesen möglich werden.

Leben Sie so wohl, als ich es wünsche, und wenn Sie mir eine Antwort gönnen, senden Sie sie mir nach Paris poste restante.

Mit wahrer Freundschaft

Ihr ergebenster
Gans.

f. †

An denselben.

Bordeaux, den 24. September 1837.

Verehrtester Herr und Freund.

Ich kannte einen Mann, Gott hab' ihn selig, denn er ist todt, welcher seine Phrasen mit: das heifst, anfing, in der Regel so: „das heifst, ich mufs ihnen sagen." Mir scheint dies ein stylistischer Fortschritt zu sein, weil das Erklärende sogleich an die Stelle des Allgemeinen gesetzt wird. Und so habe ich denn Lust, nach diesem Paradigma meinen Brief so anzufangen: „Das heifst, Italien ist Holland gegen Südfrankreich." Und zwar bezieht sich dieses nicht allein auf die Reinlichkeit, sondern auch auf mancherlei Anderes, dessen ausführliche Besprechung indessen mündlichen Erörterungen vorbehalten werden mufs, weil es sonst so stark anzuwachsen droht, dafs es mir leicht den ganzen Brief wegzunehmen im Stande ist.

Doch gilt dieses nicht von den Pyrenäen. Die unmittelbare Reinheit der Natur, an der die Menschen erstarken, giebt auch Reinheit der Angewöhnungen; es findet sich hier das Gleiche wie in den Alpen, wenn auch im minderen Grade. Sechs bis sieben Tage habe ich nun dieses Gebirge durchschritten, und zwar zu Pferde, den Tag ungefähr sieben deutsche Meilen machend, nach sechzehnjähriger Abwesenheit vom Pferde eine harte Lendenprüfung. Ich mufs auch gestehen, dafs, wenn ich mit zerstofsenen Knochen vom Bergklepper stieg,

ich bisweilen mehr mit meinem gekreuzigten Leibe, als mit der vor mir ausgebreiteten Natur beschäftigt war, und oft innerlich ausrief: „Welches Vergnügen stehst du heute wieder aus?" Soll ich Ihnen nun ein allgemeines Urtheil über die Pyrenäen geben, wie sich's für einen Brief geziemt, so darf ich sagen, dafs sie im Wilden, Erhabenen, majestätisch Grotesken, im Schauerlichen den Alpen so nachstehen, wie ein Däumling dem Riesen Goliath; es giebt zum Beispiel keinen Berg dort mit ewigem Schnee, wie ihn der Montblanc, die Jungfrau, der Mönch und andere Berge haben; auf den Pyrenäen kommt und geht der Schnee. Dagegen ist die amphitheatralische Gruppirung der Berge überaus schön, und namentlich das Thal von Argellez das Reizendste und Lieblichste, was mir jemals vorgekommen ist. Damit verglichen mufs sich z. B. das Oberhoslithal und alle Schweizerischen Thäler verstecken; denn diesen fehlt die südliche Vegetation, der Mandelbaum, der Feigenbaum und die Kastanie; es fehlt ihnen der eigentliche Schmelz, welcher die grofsen Bergmassen selber erst civilisirt. Die Appeninenthäler, so weit ich sie kenne, ermangeln dieses Ausdrucks nicht minder. Die französischen Pyrenäen sind in Beziehung auf Trachten und Sitten übrigens das erste originelle Land, welches ich gesehen habe. Denken Sie sich die Frauen und Mädchen von der erstaunendsten Schönheit, mit südlich brennenden Augen, brauner Gesichtsfarbe, einen langen, schwarzen Mantel, der wie eine Kapuze aussieht, tragend und dann auf dem Kopfe ein rothes, wollenes Tuch,

das nirgends befestigt ist und das sie mit der Geschicklichkeit eines Balanciers bewegen; denken Sie sich einen Markt, wo lauter Weiber mit solchen rothen Tüchern sitzen, dabei die Freude, begafft zu werden, und die Bereitwilligkeit, sich beinahe auszuziehen, um zu zeigen, wie Alles sitzt, und Sie werden gestehen, dafs, da wir dieses weder in Treuenbriezen, noch in Müncheberg finden, solche ethnographische Seltenheiten Vergnügen erregen. Man mufs übrigens dem Fürsten Pückler, dem ich in einem Theile seines Semilassobuches nachgereist bin, der Wahrheit zur Ehre nachsagen, dafs man selten bei einem Beschreiber richtigere Auffassungen, sei es von Gegenden oder Menschen, finden kann als bei ihm. Was ihm mifsfällt, ist in der Regel schlecht, was er lobt, verdient dieses Lob in hohem Grade; dabei ist er nicht blofs abstract und allgemein, er geht in das Besondere ein, nüancirt es richtig, und, so weit eine Beschreibung ein Bild geben kann, finde ich die seinigen so schlagend und treffend, dafs ich bisweilen lachen mufste, wenn ich des Abends bei ihm nachlas, was ich des Tages über selber gefunden hatte. Ich habe mich mit seinen Darstellungen ganz ausgesöhnt, und schliefse jetzt auf die Richtigkeit des nicht Gesehenen. Der Zufall wollte, dafs ich in Toulouse denselben ehrlichen Esel von Portugiesen zum Lohndiener hatte, den er recht ergötzlich beschreibt, und die Quiproquos, die ich von ihm hörte, sind fast nicht schlechter als die von Pückler erzählten.

In den Pyrenäen kam ich bis Gavarnie, das

heifst bis zu einer Stunde von der spanischen Grenze. Hier konnte ich in das gelobte Land hineinsehen, wie Moses einst in Palästina, aber es war mir nicht beschieden, es zu betreten. Ich schaute Aragoniens wilde Schluchten, ich schaute mit meinem Fernglase die zerstreuten Häuser der spanischen Bergbewohner, in der Weite wollten Einige die spanische Stadt Bielsa entdecken; aber ich sah sie nicht. Doch der Spanier zerrissene Mützen und ihr zerrissenes Herz habe ich gesehen, und eine andere Anschauung von ihnen gewonnen. Als Europäer mufs man die Spanier aufgeben; sie werden sich nie erheben von dem Fall der zwei Jahrhunderte, denn ihre Knochen sind gebrochen und ihr Mark ist von dem Pfaffenvolke ausgesogen. Sie können jetzt nur auswendig lernen, wenn sie früher schufen, und mag Christine oder Carlos Succefs haben, sie werden weder erhobener durch die Constitution, noch ausgemergelter von dem Despotismus. Aber als einzelne particulare Menschen kann man noch seine Freude an ihnen haben; der Maler (sagen Sie dieses gefälligst Hensel) sollte die schönen, grofsen, bedeutenden, catalonischen Schmugglergestalten abconterfeien; der Ethnograph sollte sie betrachten und studiren; der Historiker kann sie für die Zukunft übergehen. Es ist merkwürdig, wie beides in dem Spanier zu finden ist, Muth und Niedergeschlagenheit; er hat physische Courage, aber keine moralische, könnte man sagen. Für ein Privatunternehmen, für das, was er edel nennt, für Vortheil und Privatehre schlägt er tausendmal sein Leben in die Schanze; für ein All-

gemeines ist er indifferent, dafür hat er kein Blut und keine Hingebung zu spenden. Daher nehmen diese tapferen Räuber, die auf dem Boden der Unsicherheit ihre Hütte errichten, eine so traurige Stellung ein; die kühnsten der Menschen sind auch die moralisch schlaffsten, weil zum wahren Muthe ein Geistiges das Bewegende sein mufs.

Nun aber etwas über Bordeaux, über diese einzige französische Provinzialstadt, welche mir ein grofses eigenes Leben ganz für sich zu haben scheint, welche sich der Hauptstadt nicht unterwirft, sondern sich vielmehr frondirend zu derselben verhält. Erstens ist es die schönste Stadt in Frankreich, Paris nicht ausgenommen; denn etwas wie die Strafse *Fossés de l'intendance* ist mir selbst in London nicht vorgekommen. Die See macht die Leute hier frei, emancipirt sie von der Binnenwirthschaft des Provincialismus; die Leute sind offen, verschwenderisch, gastfrei; der Equipagenluxus ist grofs, das Theater das schönste in der Welt (Coventgarden und Drurylane kommen dazu nicht), die Börse im grofsartigsten Style; jedes Land hat hier seine Inschrift und seinen Cultus. Die Frauen sind offen, leicht und zugänglich, weswegen sie vielleicht Bordelaises heifsen; kurz, man kann hier athmen, ohne von dem Luftdruck eine Erstickung zu befürchten, ich z. B. könnte es hier viele Tage länger aushalten, und wenn ich ein Kaufmann wäre, würde ich mich hier niederlassen.

In Paris, wohin ich morgen früh mit der *malle*

poste reise (und diesen Brief der Posterleichterung wegen bis dahin selbst trage), werde ich wenige Menschen sehen, denn ich habe versprochen, auf einige Tage nach Gaesbeck zu kommen. Mir ist die ganze politische Wirthschaft hier ein wahrer Ekel; man wird selbst eine *Girouette*, wenn man immerfort so viel Girouetten sehen mufs. Mit Birne'ns (wie Herr Meier in Breslau sagen würde) könnte ich in Verbindung kommen, aber mir ist jede Annäherung zuwider, obgleich mir Herr St. Marc Girardin aus Limoges vom 15ten September schreibt: „*Madame la Duchesse d'Orleans m'a beaucoup parlé de vous, et m'a permis de vous le dire: je ne croyais pas, que vous étiez si bien avec les Princes.*" Was, wie so, worüber wird nicht hinzugesetzt. Doch wird Alles, was Sie mir auftragen, auf's Pünktlichste besorgt werden, und selbst Heine, den ich nicht aufgesucht hätte, werde ich besuchen.

Haben Sie vielen, vielen Dank für Ihren freundlichen Brief; ich hoffe, dafs Sie diesen Winter robuster sein werden wie den vorigen, wie Sie es den vorigen schon mehr als den vorletzten waren. Mögen Sie und alle Freunde vor der grofsen Anstekkerin behütet werden, deren Gestalt mir die ekelhafteste in der Welt ist. Grüfsen Sie gütigst Madame Mendelssohn, Dirichlets, Hensels, und theilen Sie ihnen gefälligst diesen Brief mit, der auch für sie geschrieben ist. Für Fräulein Solmar lege ich als Antwort einige Zeilen bei.

So leben Sie denn wohl und glücklich. Von Paris melde ich Ihnen vielleicht noch einmal Etwas.

Mit wahrer Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

Gans.

8. †

An denselben.

Heidelberg, den 18. August 1838.

Verehrtester Herr und drängendster Nichtcreditor.

Dafs ich sogleich nach meiner Ausfahrt aus Berlin in der Gegend von Schöneberg durch einen Mahnbrief Ew. Hochwohlgeboren beängstigt wurde, brauche ich Ihnen wohl nicht als erste Novität meiner Reise zu melden, da selbiger von Ihnen ausgegangen ist. Denken Sie sich nunmehr meinen Schrecken, als ich bona fide, und meinend, es sei ein freundlicher Nachruf, den Brief stolz zu lesen begann, und in meinen Reisegefährten trotz aller Abwehrungen meiner Seits sich die Ansicht zu befestigen anfing, ich sei Ihnen wirklich mit zehn Thalern durchgegangen. Ich weifs zwar, welchen Triumph ich Ihrer Malice bereite, indem ich dieses erzähle; aber meinen Freunden auf eigene Kosten eine Freude zu machen, ist immer einer meiner besten Charakterzüge gewesen.

Indem ich befürchten mufs, Sie dürften sich noch häufig auf diese wohlgelungenen Forderungen einlassen, sehe ich mich genöthigt, Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen. Sie nehmen die zehn Thaler

als Geschenk von meiner Seite an, und machen sich anheischig, künftig nie wieder eine Mahnung an mich zu richten, ich mag Ihnen etwas schuldig sein oder nicht. So allein entgehe ich der Gefahr, Ihre Habsucht zu stacheln, und kann hoffen, mir einmal wieder meine zehn Thaler einzubringen.

Doch jetzt von Anderem. Vorgestern Abend am Donnerstag bin ich hier angekommen, und auf heute Nacht ist die Abreise bestimmt. Madame Arconati befindet sich wohl; in dem Hause hat sich nichts verändert, wie überhaupt Franzosen und Italiener statarischer sind, als man es sich denken möchte. Sie hängen fester an ihren Lebensgewohnheiten, sind weniger für das Vage und Blaue wie wir Deutschen, die wir reisen, schweben und rutschen und auswärts zu erhalten suchen, was wir innerlich entbehren. Herr Berchet ist immer noch der Alte, steht in den alten Beziehungen, und um zehn Uhr geht Alles, wie bei Fräulein Solmar, zu Bette. Man ifst nicht länger, wie eine halbe Stunde, spricht von diesem und jenem und behandelt die ganze neue Litteratur; ich komme mir bisweilen ganz dumm vor, weil ich, unter uns gesagt, eigentlich gar nichts davon gelesen habe. Madame Arconati und Herr Berchet lassen Sie und Fräulein Solmar freundschaftlichst grüfsen; die erstere verwahrt sich gegen den Vorwurf, nicht an die letztere denken zu sollen; ich habe Madame Arconati ein Bischen dadurch eifersüchtig gemacht, dafs ich ihr erzählt habe, es nehme jetzt eine Russin ihren Platz ein.

Zugleich mit mir ist vorgestern Herr Edgar Qui-

net angekommen; er bleibt zwei Monate in Heidelberg, und wird dann Professor der Litteratur an der Strafsburger Universität. Zwei Theile von *Mélanges* kommen jetzt von ihm heraus; er ersucht Sie sehr, doch eine Anzeige in den Jahrbüchern davon zu machen.

In der Universität finde ich dasselbe Alter, dieselbe Bocksbeutelei und dieselbe Assiduität über Nichts.

Mehr hätte ich heute nicht zu schreiben. Die freundschaftlichsten und herzlichsten Grüfse an Fräulein Solmar. Haben Sie die Güte, mir poste restante nach Neapel zu antworten. Inzwischen schreibe ich noch einmal, wenn ich etwas erlebe.

Mit wahrer Freundschaft und Hochachtung

Ihr ergebenster

Gans.

h. †

An denselben.

Lucern, den 24. August 1838.

Luzern am Tage des Stralauer Fischzuges, 24. August. Wetter miserabel, die Berge des Vierwaldstättersees bewölkt, der Righi nicht zu sehen.

Verehrter Herr und Freund.

Wenn ich wie Rahel zu schreiben anfange, so müssen Sie nicht glauben, dafs ich, wie sie, fortzufahren im Sinne habe. Mir fehlt es heute an allem Geist, etwas Anderes wie reisebeschreibende Facta zusammen zu stoppeln; auch ist die Masse des Er-

lebten noch so spärlich, daſs ich reicher sein könnte, wenn ich erzähle, was ich nicht erlebt habe. Heidelberg wurde vorigen Sonnabend am 18ten verlassen (Abends 11½ Uhr) und den andern Mittag befanden wir uns in Kehl. Hier nahm ich einen kleinen Wagen, und rutschte nach Straſsburg auf einige Stunden herüber, aber die Ausbeute war nicht groſs. Alle meine Bekannten, Rauter, Richard u. s. w., waren an dem schönen Sonntag ausgegangen, und so muſste ich denn mit einem Mittagessen im Hôtel de Paris vorlieb nehmen und mich wieder zurück nach Kehl begeben. Auf meinen Reisegefährten, Herrn Benary, machte indessen der Straſsburger Münster ungefähr den Eindruck, wie eine erste Leipziger Messe auf einen Juden von Kiew oder Grodno, der nur polnische Juden bisher gesehen hatte. Vor wirklicher oder eingebildeter Extase konnte er zu gar keiner Fassung im Urtheil kommen. Das kleine Französchen packte unterdessen seine Bücher und Kupferstiche in Straſsburg aus, nahm neue Kleider in Empfang, und gerirte sich auf seinem eigenen Boden ganz wie ein Sieger in der Nachtmütze. Den anderen Mittag (20. August) kamen wir in Freiburg an. Wilcken war abwesend; Duttlinger wurde zweimal von mir aufgesucht, und suchte mich zweimal im Gasthofe auf; jedesmal vergebens, so daſs ich weggereist bin, ohne ihn zu sehen, was mir herzlich leid that, da ich ihn auſserordentlich lieb habe. Zu Warnkönig, der mir Abends einen Thee gab, wo statt des Thees Markgräfler getrunken wurde, kam Duttlinger, der eingeladen war, auch nicht, da

er im Senate bis 11 Uhr wegen der Vorbereitungen zu dem Naturforscherfeste sich herumschlagen mufste. Dienstags den 21. August wurde die Reise bis Schaffhausen fortgesetzt. Den Tag wurde ich zweimal getäuscht: einmal durch das Höllenthal, das auf den Orden des Paradieses mit Buchlaub den nächsten Anspruch hat, und nicht die geringste infernale Beimischung besitzt; dann durch den hochberühmten Wasserfall, welcher in der Breite zu ersetzen sucht, was ihm in der Höhe abgeht, und keinen Vergleich mit dem Merzinger, Brienzer Cataracte oder mit denen auf den Höhen bei Gastein aushält. Ich glaubte, in dem Wasserfall einen alten, vor 1789 berühmten Professor zu erkennen, welcher die abgelebten und abgeliebten Hefte alle Semester neu vorträgt, oder auch den Herzog von Braunschweig, welcher bei Jena die Manöver des siebenjährigen Krieges wiederholte. Naturschönheiten sind wie Geistesschönheiten nur für bestimmte Zeiten, und der Schaffhauser Wasserfall mufs mit dem Brocken, der Schneekuppe und anderen inländischen Grofsaussichten nach eben dem Course fallen, nach welchem die Actien der Eisenbahn zu steigen haben.

Zürich ist schon einladender wie Schaffhausen. Oken gab sich alle Mühe, mich zu halten, führte mich aufs Museum, wo ich die gesammte juristische Facultät Bier trinkend antraf, dem Bürgermeister Hirzel vorgestellt wurde, aber (was sich auf die Journale bezieht) die gröfste Vollständigkeit traf, die mir je vorgekommen war. Mit dreihundert Louisd'or wird diese Anstalt gehalten, und doch ist Aehn-

liches in Berlin nie aufgekommen. Die Universität ist nicht so herunter, wie man gewöhnlich in Deutschland glaubt; namentlich ist die medicinische Facultät durch Schönlein, Oken, Arnold vortrefflich, zählt allein 130 Studenten, was gegen die 30 Theologen, 20 Juristen und 20 Philosophen allerdings absticht. Schönlein wird wohl, auch wenn er gerufen wird, nicht nach Berlin gehen. Er gewinnt hier Haufen Goldes, gilt für ein medicinisches Orakel in der Schweiz, liebt es zu raisonniren, wie es ihm beliebt, und dürfte sich schwerlich in eine Hierarchie schmiegen, in welcher neben dem Solitaire Rust zwanzig Geheimräthe als Edelsteine sitzen. Ich glaube nicht, dafs er es mit seinen Angewöhnungen einen Tag in Preufsen aushielte.

Heute habe ich hier einer Sitzung der Tagessatzung beigewohnt. Die Rede war von einer Petition der Katholiken von Glarus gegen die Regierung dieses Standes, die sie hatte zwingen wollen, der Näfelsfeier beizuwohnen, von der sie der Bischof Bossi von Chur abgemahnt hatte. Das Thema war natürlich Kirche und Staat. Die deutschen Redner syllabirten und machten einen durchaus lächerlichen Eindruck; die französischen waren vermöge der Generalität ihrer Ausdrücke etwas besser; von grofsem oratorischen Talente war gar keiner.

Herr Tribert hat uns hier verlassen; er läuft, wie Peter Schlemihl dem Schatten, so dem sardinischen Visa seines Passes nach, das er zu fordern in Berlin verabsäumte. Jetzt mufs er nach Lausanne,

wo dermalen der Sardinier haust, und will uns in Genua wieder treffen.

Morgen geht's über den Gotthard nach Italien. Fräulein Solmar meinen herzlichsten, freundlichsten Gruſs; ich schreibe nur deswegen heute nicht direct, weil ich doch weiſs, daſs sie meinen Brief zu lesen bekommt. Haben Sie die Güte, die Einlage mit der Schnellpost zu besorgen.

Mit gröſster Hochachtung

freundschaftlichst der Ihrige

Gans.

1. †

An denselben.

Genua, den 6. September 1838.

Verehrtester Herr und Freund.

Wir sind noch immer in Genua; am 3ten d. hat sich endlich auch Tribert eingefunden, welcher auf der Insel der Calypso etwas zu lange aufgehalten worden war. Der Pharamond (das französische Boot) ist immer noch nicht erschienen, und so werden wir uns denn morgen auf dem Francesco I. (einem Neapolitanischen Schiffe) nach Neapel einschiffen. Erlauben Sie mir, inzwischen Ihnen einige Bemerkungen über den politischen, socialen und theatralischen Zustand Italiens machen zu dürfen.

Das politische Leben und seine Aeuſserung, das Gespräch, sind hier auf einem Standpunkte, von dem wir uns eigentlich keine rechte Vorstellung machen. In England ist das Staatsleben in jedem Engländer

eingehaust, und wenn sich die Einzelnen nicht viel darum zu bekümmern scheinen, so kommt es daher, dafs man dafür sein wachendes Parlament zu haben glaubt. In Frankreich spricht jeder Mensch aus den unteren Ständen, Weiber und Kinder, von Politik, wenn sich bisweilen auf einige Zeit auch andere Richtungen geltend machen; in Deutschland ist das politische Leben Null, oder vielmehr nullartig, aber das lesende Interesse ist politisch; man will Politik wissen, wenn auch nicht thun. Die Kaffeehäuser müssen so viel Blätter halten, als sie halten dürfen, und sie dürfen wahrhaftig viel, wenn Sie den Sardinischen Maafsstab anlegen. Hier dagegen, wenn Sie das Aeufsere betrachten, scheint eine vollkommene Theilnahmlosigkeit eingetreten zu sein. Von französischen Zeitungen wird nur die *Gazette de France*, die *Quotidienne*, von englischen *Galignani's Messenger*, ein farbloses Klatschblatt, von deutschen die Frau Base angetroffen. Die hiesigen Zeitungen enthalten das hohlste Zeug von der Welt, dürfen selbst die Betrachtungen der anderen Blätter nicht nachschreiben, und ersetzen nicht durch sogenannte künstlerische und wissenschaftliche Zusätze den Mangel des politischen Elementes. Sie finden hier grofse Kaffeehäuser, wo gar kein Blatt ausliegt, andere, wo kein Gast danach fragt. Das Volk läuft seinem Gewinn, dem Geschrei, dem Vergnügen nach, ohne dafs auch die geringste politische Welle sich zu regen scheint. So lautet der Anschein; inwendig ist es anders. Die Lebendigkeit, welche nach aufsen fährt, braucht blofs eine veränderte Direction, eine

Gelegenheit, um nach innen zu gehen, und, wie ein ruhig stehendes Haus, in wenigen Minuten in Flammen sein kann; so ist hier nur ein wenig Schwefel nöthig, um die Ruhe, die Gleichgültigkeit in politische Turbulenz umzuwandeln. Ob diese selbst wieder real zu werden, auszudauern oder zu erbauen im Stande ist, möchte eine andere Frage sein, auf deren Beantwortung ich mich hier nicht einlassen kann. Meine Generalansicht ist auch hier noch immer bestätigt, dafs für alle politischen Fortschritte die rein romanischen Völker (Italiener, Spanier, Portugiesen) ausgebrannte Krater sind, die noch bisweilen rauchen, aber nicht mehr auswerfen.

Das sociale Leben ist dem politischen gleich. Der Italiener liegt auf der Strafse, im Kaffeehause, im Theater; hier schreien sie sich die Ohren voll. Das Haus ist wie in England verschlossen, aber nicht wie dort zugleich dem Fremden, welcher empfohlen ist, gastlich geöffnet. Wird man warm aufgenommen, so bekommt man den Logenschlüssel; ist der Empfang wärmer, so fährt man auf dem Corso mit spazieren; ist er am wärmsten, nun so geschieht etwas, das ich, da Sie diesen Brief Fräulein Solmar vorlesen, nicht melden kann. Das erste Stadium habe ich genossen; das mittlere oder Fegefeuer habe ich wegen seiner Langeweile nicht durchmachen mögen; zu dem dritten oder dem Paradiese gehört etwas mehr Zeit, als ich hier habe. Gespeist wird (wie Fräulein Solmar zu sagen pflegt) gar nicht, sondern nur gegessen, aber recht gut im Wirthshause; ich glaube, Diners kommen hier weder privatim,

noch öffentlich vor. In Neapel soll es anders sein. In Florenz ist es etwas anderes. Im Ganzen herrscht derselbe Typus.

Ich wollte eben zum theatralischen Leben übergehen, bekomme aber die Allgemeine Zeitung, und ersehe daraus Chamisso's Tod, Brenn's Tod, Moser's Tod. Muſs denn der groſse Sensenträger so unbarmherzig mähen? Der Letzte war von Ihnen wenig gekannt, war aber ein vortrefflicher, redlicher, geistreicher, durch und durch gelehrter Mann, den ein öffentliches Leben bei uns an seinen rechten und wahren Platz gestellt haben würde; ich verliere einen lieben Freund, wenn wir uns auch in der letzten Zeit weniger gesehen haben.

Wie will das Theater, wenn man trauert, einen Platz finden? Doch muſs ich mein obiges Programm erfüllen. Das Theater ist im Ganzen, wie in Deutschland, auf das Elendeste zugeschnitten. Das groſse Theater *Carlo Felice*, das dritte der Gröſse nach in Europa, wird von einer Bande heimgesucht, die im Trauerspiel langweilig pathetisch, im Lustspiel ungebehrdet und unkomisch ist. Besser ist ein Nebentheater, das *teatro diurno*, welches im Freien spielt. Hier findet man die natürliche Maskenkomik, die dem Italiener angeboren ist, und ich muſs gestehen, daſs ich dahin mit dem gröſsten Vergnügen und auch mit wahrer Belehrung über den Volksgeist hingehe. Das Offene, Abrupte, den Dialect, die Freimüthigkeit, die Höflichkeit, namentlich der niederen Stände, lernt man da besser kennen, als wenn man sich zwanzig Jahre in den hohen Cirkeln

von Italien umhertreibt. Dabei dauert es nie lange, nur ungefähr anderthalb Stunden. Man hat die Promenade bei der Hand, wenn man sich etwa langweilt, und bricht alsdann bei Zeiten ab.

Was sagen Sie zum Grafen von Paris und der Banlieue, auf dessen Degen gesetzt worden ist: *Puisse-t-il ne jamais s'en servir.* Lernen die Leute irgend etwas aus der Geschichte? ist nicht derselbe Lärm wie beim König von Rom?

Den 7. September.

Die See ist sehr stürmisch geworden, und wir können eine arge Fahrt haben. Feige hat die gröfste Angst und zeigt sich seines Namens würdig. Mir ist nur vor starker Seekrankheit bange.

Also von Neapel mehr. Haben Sie die Güte, mich Fräulein Solmar und allen Freunden bestens zu empfehlen, und mir auf diesen Brief nach Rom zu antworten.

Mit wahrer Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

Gans.

L. †

An denselben.

Neapel, den 11. September 1838.

Verehrter Herr und Freund.

Ohne irgend eine Antwort auf meine vorangegangenen Briefe zu haben, schreibe ich, wie F. A. Wolf zu Buchholz sagte, immer drauf los, nicht

einmal wissend, ob Ihnen das darauf Losschreiben angenehm sei. Die Seereise von Genua nach Neapel, welche drei Tage, die langen Aufenthalte in Livorno und Civita Vecchia mit eingerechnet, dauert, habe ich dieses Mal ziemlich glücklich überstanden, ohne der eigentlichen Seekrankheit zu verfallen. Eine gewisse Malaise wird wohl jedem zukommen, und viele Männer und Frauen befanden sich in einem so elendiglichen Zustande, dafs ich mich zum ersten Male für einen Auserwählten halten konnte, obgleich ich eigentlich als ehemaliger Jude von Hause aus darauf Anspruch hätte.

Livorno ist eine reiche, gutgebaute Handelsstadt von 100,000 Menschen ohne alles italienische, das heifst ohne alles künstlerische Interesse. Das Merkwürdigste am ganzen Orte ist die Judensynagoge, und ich habe den zufälligen Schabbes benutzt, sie recht aufmerksam zu betrachten. Nie habe ich eine so reich ausgestattete gesehen, und die Bordeauxer steht ihr bei weitem nach. Was auffallend war, bestand darin, dafs wir eine in spanischer Sprache gehaltene Predigt mit anhörten, und die Erkundigung einzogen, dafs diese Sprache überhaupt noch als Muttersprache gelte, und dafs den Jungen der hebräische Text des alten Testaments nicht italienisch, sondern spanisch verdeutscht werde.

Civita Vecchia (*urbs vetus*) ist ein durchaus verpesteter Ort, und hängt einigermafsen mit den pontinischen Sümpfen zusammen, nämlich rücksichtlich der *aria cattiva*. Die Aebtchen, die in Toscana fehlen, werden hier wieder sehr dick, und alterniren

mit Kaffeehäusern, Bettlern, schmutzigen Straſsen, Papalinis und dergleichen. Wir blieben drei Stunden, hätten den Abend in Rom sein können, gingen aber zum ersten Male guten Muthes nach dem Dampfboote zurück.

Endlich seit gestern bin ich in Neapel, habe dem Meere und dem Vesuv gegenüber ein sehr schönes Zimmer, bin aber noch nicht im Stande gewesen, etwas Anderes als die äuſsere Bewegung aufzugreifen. Diese ist nun freilich stark und sonderbar; stark, denn es giebt in Paris, ich will nicht sagen in London, keine Straſse, die des Abends so bevölkert und von allerlei Volk durchlaufen wäre, wie der Toledo und die Chiaja; es hat den Anschein, als wenn die ganze Stadt in der einen Straſse läge. Sonderbar ist die Bewegung, wenn wir sie vom deutschen Standpunkte aus auffassen. Denn würden wir Deutsche bei dieser Natur uns nicht in Barken auf der See schaukeln lassen, in Castellamare, Sorrent, Ischia, Capri die schönen Septemberstunden zubringen, und die Stadt und ihr Gedränge meiden? Die Italiener fahren dagegen in Straſsen, die nicht vierzig Fuſs breit sind, in schönen Wagen auf und ab, kümmern sich nicht um das, was draufsen ist, und haben mehr Vergnügen an diesem Corso als an allem Einladenden der Natur. Im Freien müſste man zum Theil zurückgezogen sein, könnte sich nicht zusammen bewegen, schreien, Geschrei hören, und versäumte somit das gröſste Vergnügen, welches die Italiener überhaupt besitzen. So erkläre ich mir zum Theil diesen sonderbaren Geschmack.

Sie sollen, sobald ich hier mehr gesehen habe, über Vesuv, Pompeji, Pästum ausführlichere Schilderungen erhalten. Jetzt nun bitte ich, mir allerlei vom Hause zu melden; denn Sie wissen, es dünkt einem überschwenglich lang, wenn man vier Wochen abwesend ist, und nicht weifs, wer zum Rechnungsrath ernannt wurde. Nur mufs ich bitten, die Antwort auf diesen Brief nach Mailand zu adressiren, da mich dieselbe schwerlich in Rom noch finden würde.

Viele freundliche und herzliche Grüfse an Fräulein Solmar, die wohl grade im Ausziehen begriffen ist. Gestern habe ich hier durch Dr. Hegel die Bekanntschaft von Gervinus gemacht, und viel mit ihm über die Göttinger Angelegenheiten verhandelt. Er scheint mir unter den sieben noch der avancirteste zu sein.

Ich schliefse mit Grüfsen an Alle, die sich meiner erinnern wollen. Der Gesandte, Herr von Küster, ist in Castelamare; ich habe ihn aber bis jetzt nicht sehen können.

Hochachtungsvoll und freundschaftlichst

der Ihrige

Gans.

I. †

An denselben.

Neapel, den 22. September 1838.

Verehrtester Herr und Freund.

Erst gestern ist mir die Freude geworden, Ihren ersten Brief vom 24. August, freilich mit Trauer-

botschaften, aber doch, wie Sie aus meinem Genueser Briefe gesehen haben werden, mit mir schon bekannten, zu empfangen. Bereits hatte ich dreimal auf der Post nachgefragt und nichts erhalten, als mir endlich dieses Schreiben ausgehändigt wurde, das bereits, nach dem Postzeichen zu urtheilen, am 8. September in Neapel war. Wahrscheinlich ist es in der Zwischenzeit von der Polizei untersucht und geprüft worden.

Inzwischen habe ich die acht Tage seit meinen letzten Nachrichten benutzt, um allerlei zu sehen, was hier sich als Merkwürdiges darbietet. Zuerst das Bourbonische Museum, in dem die Herculanischen und Pompejischen Wandgemälde, so wie die Bronzen, das Hauptsächliche ausmachen. Man hat von antiker Malerei keine Vorstellung, wenn man sich hier nicht herumgetummelt hat. Die Alten haben in ihren Bildern, von denen einige sich noch wundervoll, sogar in der Farbe, erhalten haben, allerdings immer das plastische Moment vorwalten lassen. Es sind meist alle Darstellungen gemalte Sculpturen; indessen, obgleich der Blick in seiner Intensität eine geringe Rolle spielt, so fehlt er dennoch nicht ganz. Es giebt sogar, woran ich nie geglaubt hätte, antike Genrebilder; so hat hier z. B. das Museum ein Gemälde, auf welchem ein Kammermädchen (vulgo Sclavin) dargestellt ist, das die Herrin frisirt. Der Ausdruck ist hier wirklich charakteristisch. Man sieht es der Hausfrau an, dafs sie Schmerzen empfindet und ungeduldig wird, und der frisirenden Dienerin, dafs sie ebenfalls unange-

nehm dadurch berührt wird. Ich gedenke, einige Proben dieser Bilder in kleinen Copien mitzubringen. Die Bronzen sind zu bekannt, als dafs ich ihrer noch besondere Erwähnung zu machen hätte. Man mag aber an diesen Ueberresten, wovon bei weitem die meisten auf Herculanum kommen, beurtheilen, wie ungemein mehr Sorgfalt das Alterthum auf das öffentliche Leben als auf das private wandte, und wie Mittelstädte (Pompeji war fast eine kleine) ihr grofses Forum und ihre drei oder vier Theater, ich will gar nicht von den Statuen sprechen, hatten.

Reden wir nunmehr von Pompeji. Es ist mir die Fahrt dahin und der Aufenthalt daselbst in doppelter Hinsicht interessant gewesen, weil ich beides in Gesellschaft einer sehr liebenswürdigen prinzlichen Familie machte, der des Herzogs Bernhard v. Sachsen-Weimar. Der Herzog hatte mich Sonnabend auf dem Münzcabinette, das ihm aus besonderer Gunst geöffnet wurde, kennen gelernt, und mich auf den Montag nach Pompeji eingeladen. Dort gab er in den grofsen Thermen ein vortreffliches Frühstück; es wurden Ausgrabungen für ihn veranstaltet, denen ich beiwohnte, bei welchen aber eine wahrhafte Comödie gespielt wurde, indem man offenbar vorher schon gewufst hatte, was man ausgraben würde. Später wurde nun alles Interessante besichtigt, und ich mufste zuletzt noch mit dem Herzog eine Promenade um die Mauern von Pompeji (sie sind wohlerhalten) machen, wobei auch Merkwürdiges gesehen wurde. Abends wurde ich

in der Vittoria zum Diner eingeladen, bei welchem der Herzog und seine Frau in der liebenswürdigsten Einfachheit erschienen. Der Herzog Bernhard ist ein Mann (Sie werden ihn wohl kennen) von herkulischer Gestalt, eine wahre Reiterstatue, und ein Abbild jenes Vorbildes aus dem dreifsigjährigen Kriege, an das er sichtlich erinnert. Er hat Geist, Kenntnisse und, sein ganzes Leben darauf hingewiesen, etwas aus sich selber zu machen, erzählt er gern von seiner Carrière, von seinen holländischen Verhältnissen, von seinen Schicksalen überhaupt. Er scheint Bürgerlichkeit allen prinzlichen Gesellschaften vorzuziehen. Die Frau ist eben so einfach, auf Kunstanschauung versessen. Sie erwartet hier ihre Schwester, die Königin von England.

Nicht so angenehm wie der Tag in Pompeji, von dem ich einmal einen Rückblick geben will, war die Besteigung des Vesuvs. Man bekommt schon einen Horror, wenn man den Bergkessel nur heraufsieht; aber Sie sollten nun erst einmal durch die Asche waten, drei Viertelstunden immer zurückfallen, indem Sie vorwärts zu kommen glauben; ganz erschöpft ankommen, um endlich doch nicht mehr zu sehen, als sich einer ganz plebejischen Phantasie vorstellen kann! *Hunc diem perdidi*, rief ich ganz ärgerlich aus, als ich nun endlich noch einen ekelhaften und knochenharten Esel besteigen mufste, um nach Resina zurückzureiten. Gewisse Dinge mufs ein Mensch sehen, wenn er einen ehrlichen Namen behalten will; aber wenn er noch darüber hinaus-

geht und den Leuten einredet, er hätte Plaisir empfunden, dann fange ich über ihn zu lachen an.

Heute, verehrtester Herr, geht es nach Salerno und Pästum. Wir werden, so haben wir es wenigstens vor, über Amalfi, Sorrent, Castellamare und die Tiberische Capriinsel zurückkommen. Hier habe ich vortreffliche Bekanntschaften. Die Prinzessin Torella, Tochter Salicetti's, ist eine vortreffliche, geistreiche Frau, der Baron Poërio (*princeps advocatorum*), der Professor Niccolini, General-Advocat beim Cassationshofe, sind tüchtige Männer. Die Prinzessin Torella quästionirte mich gestern viel nach Rahel. Auch speist man hier wieder viel, wie Sie Fräulein Solmar, die ich herzlichst grüfse, melden können. In nächster Woche soll ich bei dem Grafen Camalduoli (Ricciardi), Torella u. s. w. essen.

Campaniens Luft hat den Hannibal entnervt, und bewährt auch bei mir ihre aussaugende Kraft. Im Anfang October hoffe ich in Rom zu sein. Von da aus alsdann mehr.

Haben Sie die Güte, Mendelssohns viel von mir zu grüfsen. Ist es wahr, dafs Mad. Hensel nach Italien kommt? Ist Walter und Felix Dirichlet wohl?

Leben Sie so wohl, als es wünscht

ganz der Ihrige

Gans.

III.

An Dr. Dorow in Berlin *).

Berlin, den 2. November 1837.

Ueber Opposition.

Gewöhnlich versteht man heut zu Tage unter Opposition, namentlich in Deutschland, das feindliche Bestreben, einer Regierung sich entgegenzusetzen, sie in dem, was sie möchte, zu hemmen, und Anderes, zunächst gleichviel was, aufzubringen. Unterthänige Consequenzenmacher gehen so weit, Opposition mit Hochverrath und Opponenten mit Hochverräther für synonym zu erklären.

Wie, wenn man aber beweist, dafs das Moment der Opposition nicht sowohl in denen, welche opponiren, als vielmehr in denen, welchen opponirt wird, liege, dafs dieses Moment ein nothwendiges ist, welches jedem gebildeten Menschen, jeder tüchtigen und über den Standpunkt des Patriarchalismus hinausgehenden Familie und jedem civilisirten Staate wesentlich inwohnend ist, nämlich das Negative überhaupt.

Ein Mensch unterscheidet sich vom Thiere dadurch, dafs er doppelt ist und sich weifs. Indem er doppelt ist, ist das Wissende von dem Gewufsten unterschieden. Es ist in ihm sofort ein Gegensatz

---

*) Siehe Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, 4. Heft, und Varnhagen's Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. 1. Bd. S. 249.

bereitet, der allerdings im Leben wieder eine Einheit hat, aber zu einem reichen Leben nur dann gelangen dürfte, wenn er in sich selbst stark und mächtig gewesen ist. Ein Mensch, der ein Blumenleben führte, dem nie starke Widerwärtigkeiten entgegentreten, der sich nie opponirte und nie tiefe Wehklagen über sich selbst empfand, ist kein wahrer Mensch. *Ὅ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*

Eine Familie hat allerdings zu ihrer Substanz das Gebiet der Liebe und Empfindung. Aber Liebe und Empfindung selbst haben Gegensätze zu vermitteln. Der mir Gegenüberstehende ist ein Anderer, und doch soll ich mich in ihm wissen und gefallen, wie in mir selbst. Tritt nun die Familie in den Conflict mit den Gegenständen und dem Reichthum des Lebens und der Welt, so wird sich der Zwiespalt, der aufserhalb ist, auch innerhalb ihrer verpflanzen. Eine Familie, in welcher kein opponirendes Moment sich vorfindet, in welcher der Mann wie die Frau, der Sohn wie die Tochter ist, in welcher nicht verschiedene Meinungen und Ansichten frei hervortreten, wird schaal und langweilig und selbst als Familie keine genügende Grundlage für den Staat sein.

Und vollends der Staat, wo das vollste Bewufstsein herrschen soll, wie kann dieser sich unterfangen, ohne Opposition sein zu wollen? Wie kann dieser vermeinen, dafs Widerstand gegen seine Fort- oder Rückschritte etwas anderes bedeute, als die Seite des Negativen, die im Handeln wie im

Denken immer auftritt, und nach deren Besiegung oder Beseitigung erst die Wahrheit besteht. In constitutionellen Ländern ist dies so anerkannt, daſs Pitt, als er einmal im Parlamente das Unglück gewahr wurde, keine Opposition zu besitzen, Altengland für verloren hielt, und sich aus seinen Geldmitteln eine Opposition zu erkaufen trachtete. Canning war im April 1827 in derselben Lage, und Tierney nannte spaſshaft, aber sehr tief, die Opposition *his Majesty's Opposition*. Was ist aus der sogenannten Opposition der funfzehn Jahre, die man auch neuerdings die Comödie der funfzehn Jahre genannt hat, in Frankreich geworden, als eine Partei, die es späterhin mit der neuen Regierung hielt, ihre Maaſsregeln vertheidigte, und in ihrem Anschein gar nicht mehr das zu sein vorgab, was sie noch vor wenigen Jahren hatte vorstellen wollen. Eine Regierung soll sicherlich der Opposition Herr werden, aber nur, indem sie von ihr lernt, durch sie bereichert wird, und sie gleichsam in sich aufnimmt.

Wenn die offene Opposition auf loyalem Wege in einem gebildeten Staate gehemmt und unterdrückt wird, so dürfte sie dennoch nicht verschwinden, sie wird sich aber als eiterndes Geschwür, als Intrigue, constituiren. Die Intrigue ist die Opposition, welche heimlich schleicht, die Privatinteressen an die Stelle der öffentlichen setzt, und statt der reinen Luft des Kampfes und der streitenden Ansichten die Kabalen der Ränkemacher substituirt. Wo der wahren, edlen und echten Opposition ein Or-

gan zu Gebote steht, kann die Intrigue zu Schanden gemacht werden; denn sie verschwindet, wo sich Licht zeigt; fehlt die Möglichkeit einer solchen Aeufserung, so wird sie erst das Tüchtige annagen, dann sich selber anfallen und Anarchie und Auflösung werden ihr Werk sein.

Eduard Gans.

Joh. Wolfgang von Goethe.

Geb. in Frankfurt a. M. den 28. August 1749,
gest. in Weimar den 22. März 1833.

An den Staats-Minister v. Schuckmann in Berlin.

Weimar, den 1. November 1815.

Ew. Excellenz

gütiges und vertrauenvolles Schreiben hat mich in einer Arbeit gestärkt, die, frohen Muthes unternommen, mir täglich unter den Händen wächst, und mehr Forderungen an mich macht, als ich voraussehen konnte. Bei meinem Aufenthalte in Cöln fand ich unter den Einwohnern sehr viel Neigung und Freude an Kunst und Alterthum, bedeutende Reste älteren Besitzes, Lust zu sammeln, zu erhalten, zu benutzen und zu genieſsen, zugleich einen Durst nach Wissenschaft, das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Ausbildung. Wie diese schönen, aber zerstreut schwebenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man ver-

langte zuletzt, dafs ich aufzeichnen solle, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, damit man überblicke, was vorhanden, was erwartet, gewünscht und gehofft werde. Dies habe ich, so gut es die Umstände zuliefsen, gethan und ferner in diesem Sinne die merkwürdigsten Orte, Rhein- und Main-aufwärts bis Basel und Aschaffenburg theils bereist, theils Nachrichten daher gesammelt, woraus denn ein Heft entstanden, welches sich freilich in seinen Theilen nicht gleich sein kann und, wenn es seinem Zwecke vollkommen entsprechen sollte, neue Untersuchung und Bearbeitung erforderte. Da es aber der Wunsch der Personen, die mich veranlafst, und auch mein eigener ist, auf den Augenblick, wo so vieles sich zu gestalten strebt, nach Kräften mitzuwirken, so fahre ich nun mit desto gröfserer Zuversicht fort, als dieses Unternehmen Ew. Excellenz Aufmerksamkeit auf sich ziehen können, wie ich denn dem Herrn Staatsrath Süvern den gröfsten Dank schuldig bin, dafs er mir diese Gunst verschaffen wollen.

Der Anfang des Manuscripts ist nicht mehr in meinen Händen, sobald aber ein Aushängebogen zu mir gelangt, so nehme mir die Freiheit, solchen zu überschicken, mit der Bitte, denselben als Handschrift einstweilen bei Sich niederzulegen. Ich werde nicht verfehlen, bogenweis fortzufahren, und jedesmal dasjenige schriftlich nachzubringen, was man dem Druck anzuvertrauen Bedenken trug, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn meine Betrachtungen in einer so wichtigen Angelegenheit

irgend einen Einfluſs haben und Höchsten und Hohen Orts gebilligt werden konnten.

Der Moment ist freilich gar zu schön und kommt nicht wieder, und also darf ich wohl Verzeihung hoffen, wenn ich, gegen meine Gewohnheit, mich unaufgefordert mit Gegenständen beschäftige, die nur von Männern behandelt werden sollten, welche praktisch einzugreifen, durch That und Werk die Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen darzuthun berufen sind. Mich verehrungsvoll empfehlend

Ew. Excellenz

ganz ergebenster Diener

J. W. Goethe.

b. †

An denselben.

Weimar, den 4. November 1815.

Ew. Excellenz

überreiche hierbei den ersten Bogen des bewuſsten Aufsatzes zu geneigter Beurtheilung. Sie werden diesen Blättern gleich ansehen, daſs es bloſs ein exoterischer Text ist, über den man mit Personen von Ansehn und Einfluſs vertraulich zu communiciren hat, wenn er von einigem Nutzen sein soll. Wie sehr danke ich daher Denenselben, daſs Sie mir Gelegenheit gegeben, in hergebrachtem Vertrauen mich darüber zu äuſsern.

Ohne mich voreilig in die Frage einzulassen, in wie fern die Cölner hoffen können des Wunsches theilhaft zu werden, die Universität in ihren

Mauern zu sehen, so darf ich wohl voraussetzen, dafs die Sammlungen von dem, was zu Kunst und Alterthum gerechnet wird, daselbst ihren Hauptsitz finden werden. Deshalb wäre zuvörderst ein geräumiges Local auszumitteln. In dem Gebäude, welches sonst den Jesuiten angehörte, soll, aufser der schon dorthin verlegten Schulanstalt, noch Raum genug sein. Doch wäre vielleicht nicht einmal darauf zu bestehen, alles unter einem Dache zu versammeln. Es giebt in Cöln mehrere grofse Häuser, welche wohl irgend eine Abtheilung des Museums fassen könnten. Doch werden dieses die dortigen Behörden näher beurtheilen.

Der zweite Punkt betrifft die Sammlung des Herrn Canonicus Wallraff, mit welchem man baldmöglichst eine Unterhandlung zu eröffnen hätte, um die von demselben aufgehäuften Schätze dem öffentlichen Wesen für die Zukunft zu sichern, und auch schon gegenwärtig auf diesen wunderlichen Mann einigen Einflufs zu gewinnen. Er gehört nämlich zu den Personen, die bei einer grenzenlosen Neigung zum Besitz, ohne methodischen Geist, ohne Ordnungsliebe geboren sind, ja die eine Scheu anwandelt, wenn nur von weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird. Der chaotische Zustand ist nicht denkbar, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Natur, Kunst und des Alterthums über einander stehen, liegen, hängen und sich durcheinander umhertreiben. Wie ein Drache bewahrt er diese Schätze, ohne zu fühlen, dafs Tag für Tag etwas Treffliches und Würdiges

durch Staub und Moder, durch Schieben, Reiben und Stofsen einen grofsen Theil seines Werthes verliert. Die Negotiation selbst, wodurch diese Masse in landesherrlichen Besitz käme, wird keine grofsen Schwierigkeiten finden. Er ist bei Jahren, genügsam, seiner Vaterstadt leidenschaftlich ergeben, und wird sich glücklich schätzen, wenn das, was er hier gesammelt, auch künftig an Ort und Stelle beisammen bleiben soll. Schwieriger aber, ja kaum zu lösen wird man die Aufgabe finden, diese Dinge ihm aus den Händen zu ziehen, Einflufs zu gewinnen auf Ordnung derselben, und eine Uebergabe einzuleiten, wo derjenige, der das Ganze übernimmt, sich nur einigermaafsen legitimiren kann, was er denn erhalten.

Da ich mit einem ähnlichen Manne, dem Hofrath Büttner in Jena, zwanzig Jahre in einem peinlichen Verhältnifs gestanden, kann ich hierüber aus Erfahrung reden. Bei der gröfsten Schonung seines seltsamen Wesens war es doch nicht möglich, ohne Verdrufs mit ihm zu verkehren. Einstmals z. B. eröffnete er mir, dafs er die Sommerzeit anwenden wolle, die in einem grofsen Saale an der Erde übereinander geschichteten rohen, gebundenen und gehefteten Bücher zu ordnen, und verlangte deshalb ein Repositorium. Ich liefs in Hoffnung, dafs die Sache in Gang kommen werde, zwölf Repositorien aufstellen, und diese hätten nicht hingereicht, er aber war hierüber sehr verdrieflich und hat mir diese Voreile in seinem ganzen Leben nicht verziehen. Dergleichen erwarte ich mir von Herrn Wall-

raff auch, und glaube kaum, dafs bei seinen Lebzeiten anders als mit grofser Vorsicht und Gewandtheit etwas Schickliches auszuführen sein wird.

Das Dritte betrifft die Gebrüder Boisserée, deren Sammlung von alten niederrheinischen und brabantischen Malerwerken sich gegenwärtig in Heidelberg, gereinigt, restaurirt und prächtig eingerahmt, befindet. Von ihrem Werthe und von dem Verhältnifs zu anderen Schulen derselben Epoche wird mein Heft unter dem Artikel Heidelberg im Allgemeinen Kenntnifs geben. Die beiden Gebrüder Sulpiz und Melchior, gegenwärtig in den besten Jahren, waren erst zum Handelsstande bestimmt, und bildeten sich aus zu schöner Kenntnifs von Kunst und manchen Theilen der Wissenschaft. Zu ihnen gesellte sich ein dritter, Namens Bertram. Zufällig wurden sie selbst zu sammeln veranlafst, und haben nun seit mehr als zehn Jahren Zeit, Kräfte und Vermögen angewendet, um eine Sammlung aufzustellen, die in ihrer Art einzig ist, und welche, selbst der gröfsten Gallerie einverleibt, immer als würdige Abtheilung glänzen würde. Noch erwünschter wäre sie jedoch zur Begründung eines neuen Museums, weil sie alsobald alles, was sich um sie versammelte, zu gleichmäfsiger Klarheit und Ordnung nöthigen würde. Es sind den Besitzern schon mehrere Anträge geschehen, allein es bleibt ihr fester Vorsatz, sich von diesen Bildern nicht zu trennen, sondern sich vielmehr mit ihnen zugleich an den Ort zu begeben, den höhere Hand und Wirkung bestimmte. Nach meiner Ueberzeugung haben diese

jungen Männer nur zwischen zwei Städten zu wählen, zwischen Frankfurt und Cöln, beide in der günstigsten Lage und im gegenwärtigen Augenblick beide der Hoffnung lebend, dafs ein neues und bedeutendes Kunstleben unmittelbar hervortreten werde. Denn die Absicht jener Gebrüder ist nicht etwa nur Conservatoren eines todten Schatzes zu bleiben, sondern angestellt zu werden, da, wo sie durch Kenntnisse, so wie durch Thätigkeit, fortwirken können zum öffentlichen Besten, wie sie bisher als Privatleute für eigene Rechnung, zu eigener Freude und Nutzen gethan. In Frankfurt ist bei dem hohen Alter des Herrn Städel, welcher seine sämmtlichen Kunstschätze an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, nebst einem geräumigen Lokal und anschnlichen Capitalien, zu einer öffentlichen Anstalt gestiftet, wahrscheinlich, dafs dieses Vermächtnifs bald realisirt werde. Die Exekutoren des Testaments haben wegen Theilnahme an diesem Institut, vorläufig im Stillen, genannten jungen Männern Anträge gethan. Ob ich nun gleich alle Ursache habe, meiner Vaterstadt das Beste zu wünschen, und nicht Veranlassung sein möchte, dafs ihr ein so wichtiger Anhaltepunkt eines frischen Kunstlebens entginge, so ist jedoch bei mir ein gewisses Gefühl, von Gründen unterstützt, dafs ich die Sammler sowohl als die Sammlung am liebsten in Cöln sähe. Der folgende Druckbogen giebt Nachricht von dem bedeutenden Kupferwerke, welches mehrbenannte junge Männer herausgeben, um den Werth und die Würde des Cölner Doms zu versinnlichen; auch hier wäre

zu wünschen, dafs eine öffentliche Kasse mit einigem Vorschufs einträte, welcher genugsam gesichert werden könnte.

Diese drei wichtigen Punkte Ew. Excellenz erleuchteter Beurtheilung überlassend, füge nur noch hinzu, dafs über die republikanische Form, die ich unter gewissen Umständen bei Kunstanstalten den herkömmlichen Akademien vorziehe, unter dem Artikel Frankfurt weitläufiger gehandelt werden wird.

Nehmen Ew. Excellenz als einen Beweis meiner Verehrung die zutrauliche Offenheit, die mich an jene schönen Tage erinnert, die ich das Glück hatte, in Ihrer Nähe zu verleben. Bald hoffe ich, bei Gelegenheit der nächsten Sendung das Weitere nachzutragen.

Ew. Excellenz

ergebenst
verpflichteter Diener
J. W. Goethe.

c. †

An denselben.

Weimar, den 29. November 1815.

Zu geneigter Aufnahme lege Ew. Excellenz nunmehr den zweiten gedruckten Bogen vor nebst den nöthigen, obgleich immer nur vorläufigen Erläuterungen.

(p. 17. 18. 19.) Hier ist nun von dem Boisseréeschen Werke, welches den Cölner Dom, wie er beabsichtigt war, darstellen soll, etwas umständlicher die Rede. Die Wichtigkeit und Schwierigkeit, so

wie der Aufwand, den das Werk erfordert, treten mehr in die Augen, und eine Höchste Regierung, der sich diese jungen Männer in der Folge widmen, wird sie gewifs nicht ohne Aufmunterung und Beihülfe lassen.

(p. 20. 21.) Die Stiftung zur Unterhaltung des Doms und zum Fortbau, wenn auch nur einiger Theile desselben, ist freilich die wichtigste Angelegenheit. In meinem Aufsatze kann nur späterhin, wenn erst von ähnlichen Gebäuden rheinaufwärts die Rede gewesen, dieser wichtige Gegenstand zu mehrerer Klarheit gelangen. Doch füge hier einstweilen dasjenige, was über steinhauersche Technik in der Folge seine Stelle finden wird, abschriftlich bei, damit geahnet werden könne, wie schwer es sei, in unseren Tagen etwas, das vergangenen Jahrhunderten angehört, wieder hervorzurufen.

(p. 21. 22.) Das Werk der älteren Baukunst am Unterrhein überhaupt gewidmet, verdient gewifs auch aller Beachtung und Aufmunterung.

(p. 22. 23.) Vielleicht wäre es gefällig, dem Dom-Vicarius Hardy, den wir wohl nicht lange mehr besitzen werden, etwas Freundliches zu erzeigen. Er würde sich geehrt und gefördert fühlen, wenn man ein halbes Dutzend seiner Wachsbilder bestellte, und sie einstweilen bei einem dortigen Vorgesetzten aufbewahren liefse. Ueberhaupt würde es räthlich sein, ein Interimslokal einzurichten, wohin man schon jetzt manches Vorkommende zu retten Gelegenheit fände.

(p. 24.) Die Beantwortung der Frage, wie sein

Schüler Nagbold, den in fleifsiger Ausführung wohl Niemand übertrifft, zu beschäftigen und in seiner Kunst zu steigern sei? würde hier zu weit vorgreifen und dürfte erst später, wenn die Hauptpunkte bestimmt sind, vorzunehmen sein.

(p. 25—30.) Die Argumente der Cölner, wodurch sie ihre Wünsche, die Universität in ihren Mauern zu sehen, unterstützen, habe nur registrirt und redigirt.

(p. 31. 32.) Der eigentliche Zustand des Herrn Canonicus Pick in Bonn wäre von dortigen Behörden zuerst genau zu erforschen. Seine Sammlung kann man sich von seinem Hause nicht getrennt denken, sie vom Platze rücken hiefse sie zerstören, wie man umgekehrt die Wallraffische translociren mufs, um etwas daraus zu machen. In wie fern das Haus ganz sein gehört oder Verwandte daran Antheil haben? wem er es nach seinem Tode zugedacht? und in wie fern es zugleich mit der Sammlung für den Staat zu acquiriren wäre? dies sind Fragen, deren Erörterung jeder andern Ueberlegung voraus zu schicken sein möchten.

Zu allem Ferneren willig und bereit, hochachtungsvoll

J. W. Goethe.

Vorstehendes war schon längst bereit, Ew. Excellenz aufzuwarten, der verzögerte Abdruck des zweiten Bogens jedoch verzögerte die Absendung. Nunmehr bin ich in dem Falle, auch den dritten

beizulegen, bei welchem ich nichts weiter zu bemerken wüfste. Ist es mir aber erlaubt, das Ganze nochmals vorzunehmen, so ergiebt sich, dafs wohl vor allen Dingen die Entscheidung der Frage, wohin die Universität gelegt werde, abzuwarten sei, sodann würde die Bestimmung eines hinreichenden Lokals und die Einleitung der Unterhandlungen mit den Herren Wallraff, Pick und Boisserée das Nächste sein, worauf dann das Weitere theils berathen, theils ausgeführt werden könnte.

Erlauben Ew. Excellenz, dafs ich in einiger Zeit die Fortsetzung dieser kleinen Arbeit schicke. Da ich von denselben Gegenständen, wie ich sie in verschiedenen Städten gefunden, zu sprechen hatte, so habe ich die Betrachtungen darüber ausgetheilt, um mich nicht zu wiederholen, noch auch durch allzu langes Verweilen an einem Orte den Leser zu ermüden. Daher denn erst, wenn das Ganze beisammen ist, meine eigentliche Absicht deutlich erscheinen kann. Womit ich mich denn diesmal, für das mir so günstig erwiesene Zutrauen meinen aufrichtigen Dank wiederholend, zu fernerem gütigen Andenken empfehle, diesen Blättern eine günstige Aufnahme angelegentlich wünschend.

Ergebenst

J. W. Goethe.

Steinhauer Technik

vom zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert *).

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen, leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich erfreuen, die ganz- oder halbvollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wieder herzustellen, finden wir an einigen Orten hiezu die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen; so beunruhigt uns die Bemerkung, dafs nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern dafs auch die Kunst- und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehrt uns die Geschichte, dafs die Steinhauer-Arbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer grofsen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung unter den strengsten Formen und Regeln verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefafst, indem sie sich zwischen der freien Kunst und dem Handwerk in die Mitte setzten. Sie nannten sich Gesellschaft, ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheuere Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäfsige Bauwerke, welche allen zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige

---

*) Siehe: Kunst u. Alterthum von Goethe. 1. Band.

eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesäet, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar saſsen in Cöln, Straſsburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäſs.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst im eigentlichen Sinne den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werk geschritten werden, so verfertigt der Meister den Riſs, der von dem Bauherrn gebilligt als Dokument und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäſsen, technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs Genaueste bestimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen groſse Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heiſst in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Also organisirt denke man sich eine unzählbare Menschenmasse durch alle Grade der Geschicklichkeit dem Meister an die Hand gehen, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiſs, vor Alter- und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt, so fängt man

an zu begreifen, wie so ungeheuere Werke concipirt, unternommen und, wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, dafs es Gesetz und Bedingung war, diese grenzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genauesten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschähe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen.

Vorstehendes ist auf eingegangene Erkundigungen, besonders aber nach einer Druckschrift, bearbeitet, welche den Titel führt:

Der Steinmetzen Brüderschaft Ordnungen und Artikul, Ernewert auff dem Tag zu Strafsberg auff der Haupthütten, auff Michaelis Anno 1563.

---

dl. †

An denselben.

Weimar, den 1. Juni 1816.

Ew. Excellenz

haben die ersten Proben meines Rhein- und Mainheftes so freundlich aufgenommen, dafs ich für Schuldigkeit erachte, nunmehr auch das Ganze Ihrer Gunst und Gewogenheit zu empfehlen. Sollte es geeignet sein, irgend etwas Gutes zu wirken, so ist durch die Verspätung nichts versäumt, denn obgleich manches darin Gewünschte sich schon ereignet, so bleibt doch

noch gar Vieles einer von glücklichen Umständen begünstigten Thätigkeit überlassen.

Der Wunsch, Ew. Excellenz einmal wieder aufzuwarten und das auf so manche Weise und auch durch Kunstwerke wieder verherrlichte Berlin zu besuchen, ist ein Wunsch, dessen Befriedigung ich kaum hoffen darf. Erst nach wiedererlangter Friedensruhe fühlt man, was während des Kriegstumels versäumt worden und findet sich in seinen Kreis gefesselt.

Wie dem auch sei! mögen Ew. Excellenz mich und das Meinige immer in gütigem Andenken erhalten.

Gehorsamst
J. W. Goethe.

d. †

An den Staats-Minister v. Altenstein in Berlin.

Weimar, den 24. Juni 1826.

Hochwohlgeborener Freiherr,
hochzuverehrender Herr.

Ihro Königl. Hoheit, mein gnädigster Fürst, hätten mich mit keinem angenehmern Auftrag beehren können, als dem: Ew. Excellenz durch Gegenwärtiges zu benachrichtigen, dafs die gewünschte Mittheilung des Jenaischen Codex, ältere deutsche Gedichte enthaltend, keinen Anstand finde. Er ist auf höchsten Befehl sogleich herüber gebracht und sorgfältig eingepackt worden, kann auch, wenn nicht

etwa ein anderer Weg beliebig wäre, sogleich der fahrenden Post übergeben werden, weshalb mir weitere geneigte Antwort erbitte.

Darf ich nach gemachtem Gebrauche hoffen, dieses der Akademie Jena so werthe Document auf dortiger Bibliothek in zwei bis drei Monaten wieder aufzustellen, so werde solches mit verpflichtetem Danke erkennen.

Schliefslich hoffe ich denn auch Nachsicht zu erhalten, wenn ich mich dieser Gelegenheit bediene, Ew. Excellenz zu erwähnen, nicht allein wie lebhaft ich die Gunst empfinde, welche Hochdieselben seit so langen Jahren mir und meinem Bestreben geneigt erzeigen wollen, sondern auch hiernächst dankbar zu bemerken, dafs Hochdieselben durch Beförderung manches tüchtigen Mannes auch mir manche Förderniſs und Nachhülfe erwiesen; wohin ich namentlich die Anstellung des werthen Ernst Meyer in Königsberg zu rechnen habe.

Der ich, auch für die Folge mich zu wohlwollendem Andenken angelegentlichst empfehlend, mich in vollkommenster Verehrung unterzeichne

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. Goethe.

e. †

An denselben.

Weimar, den 30. April 1830.

Hochwohlgeborener Freiherr,
hochverehrter Herr.

Ew. Excellenz genehmigen einem alten Angeeigneten in Vertrauen auf eine schon oft erprobte Geneigtheit eine kurze bescheidene Vorstellung.

Friedrich Ernst Schubarth, ein Schlesier, gegenwärtig in Hirschberg, meldet mir, dafs er Hoffnung habe, von den Vorgesetzten der Bildungs-Anstalten dortigen Ortes Hochdenenselben als zum Lehrfache tüchtig vorgeschlagen zu werden, und glaubt, einige Erwähnung von meiner Seite werde nicht ganz ohne Einfluſs zu sein sich schmeicheln dürfen.

Ich aber wage bei dieser Gelegenheit nur so viel zu äufsern: dafs ich dem Lebens- und Studiengange dieses Mannes seit vielen Jahren mit Antheil gefolgt bin und ihn allerdings zu schätzen Ursache hatte, so dafs ich nunmehr wohl wünschen möchte, die an Ew. Excellenz abgehenden Berichte von der Tauglichkeit des Subjects zu einer solchen Stelle könnten hinreichen, Hochderoselben Ueberzeugung zu begründen.

Findet er sich nun eines solchen Zutrauens werth, sind seine Wünsche und Hoffnungen deshalb zu erfüllen, so will ich nicht in Abrede sein, dafs es mir in hohen Jahren Freude machen würde, den mannigfaltigen Talenten des Eingebornen solche pflichtmäfsige Richtung vorgeschrieben zu sehen,

wodurch seine Fähigkeiten und erworbene Fertigkeiten unmittelbar seinem Vaterlande und der zu bildenden Jugend nützlich und förderlich sein mögen.

Eifrig aber ergreif' ich diesen gegebenen Anlafs, Ew. Excellenz bescheidentlich anzudeuten, dafs die grofsen Wirkungen, die sich in Ihrem Geschäftskreise verbreiten, mir nicht unbekannt bleiben, sondern seit vielen Jahren Stoff zur Bewunderung geben und mich in der Verehrung bethätigen, die ich frei und unbewunden aussprechend, mich zu fortdauernder Huld und Geneigtheit andringlich empfehle, indem es für ein Glück schätze, mich unterzeichnen zu können

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. Goethe.

f. †

An denselben.

Weimar, den 22. Januar 1832.

Hochwohlgeborener Freiherr,
hochzuverehrender Herr.

Ew. Excellenz erzeigten mir, es wird nicht ganz ein Jahr sein, die überraschende Geneigtheit, mich in Kenntnifs zu setzen: es sei Hochdenenselben gefällig gewesen, gnädige Einleitung zu treffen, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen der Privatlehrer Schubarth zu Hirschberg in dem Staatsdienst angestellt werden könne. Ich verehrte darin im Stillen die hohe Vorsorge, dafs kein Unwürdi-

ger zu so bedeutenden Zwecken aufgenommen werde und zugleich die Uebersicht, wie allenfalls die Hindernisse in Ermangelung einiger Förmlichkeiten zu beseitigen sein möchten.

Nun erst erfahr' ich, dafs es schon längst sich fügen konnte, genannten Mann zu einer Lehrerstelle an einer öffentlichen Anstalt bemeldeter Stadt zu befördern und ihm einen lebenslänglichen, hinreichenden Unterhalt zu ertheilen.

Indem ich nun für meine Schuldigkeit erachte, die Erfüllung dieser Wünsche auf das Dankbarste anzuerkennen, so bleibt mir nichts übrig als eine der Ueberzeugung sich nähernde Hoffnung, es werde der Begünstigte durchaus bemüht sein, die Anlagen, welche ihm die Natur vergönnt, die Talente, die er sich durch Fleifs erworben, auch zu den unmittelbaren, ihm vorgezeichneten Zwecken anzuwenden und sich des hohen, in ihm gesetzten Vertrauens würdig zu machen.

Dankbar verehrend

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. Goethe.

8. †

An den wirklichen Geheimen Rath v. Stägemann in Berlin.

Weimar, den 4. März 1829.

Ew. Hochwohlgeboren höchst schätzbare Sendung würde schon früher mit verpflichtetem Danke

erwiedert haben, wenn ich nicht diejenigen Gedichte, welche ihrer Zeit als wirksam und bedeutend schon einzeln gekannt, nicht hier im ganzen Zusammenhange und vereinter Kraft kennen zu lernen gewünscht hätte *). Nun aber darf ich wohl sagen, dafs ich diesen Band als ein Zeugnifs ansehe: wie bei einer der bedeutendsten Epochen der Weltgeschichte, bei dem wichtigsten und unter den gröfsten Gefahren bestandenen Unternehmen, ein ächter Mann und Vaterlandsfreund empfunden, gedacht und in höherem Sinne sich ausgedruckt.

Dafs diese mitten unter kriegerischen Tumulten, von denen ich selbst so viel gelitten, mit freiem Geist entstandenen Gedichte mich nun bei einem friedlichen Lande, zu ruhiger Zeit freundlich begrüfsen, erregt mir die angenehmste Empfindung, für welche höchlich dankbar ich nur wünschen kann, dafs Denenselben der beste Lohn in dem Bewufstsein, als Mitglied einer so grofsen, weitverbreiteten Staatsverfassung fortzuwirken, dauerhaft gegönnt sein möge.

Genehmigen Sie bei dieser Gelegenheit den Ausdruck der vollkommensten Hochachtung.

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

J. W. v. Goethe.

---

*) Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten von Friedrich August von Stägemann. Berlin 1828.

Ludwig Börne.

Geb. in Frankfurt a. M. den 13. Mai 1786.
gest. in Paris den 12. Februar 1837.

---

a.

An Ludwig Robert.

Frankfurt a M., den 2. August 1821.

Ich habe es wieder einmal erfahren, daſs man gröſsern Gewinn aus seinen Fehlern als aus seinen Tugenden zieht. Wäre ich ein ordentlicher und artiger Mensch, der zur gehörigen Zeit Briefe beantwortet und Paradiesvögel zurückfliegen läſst, dann hätte ich Ihr vorletztes Schreiben nicht erhalten, worin Sie mich zu meiner Aufmunterung mit Lessing verglichen haben, — und wenn man das Unglück hat, kein Lessing zu sein, so ist es kein kleiner Trost, dafür gehalten zu werden, — und ich hätte Ihre allerliebsten Verse nicht erhalten. Jetzt bin ich sogar ein Dichter geworden, denn ich habe ein Gedicht hervorgebracht. Der Paradiesvogel, seitdem ich ihn von der Theaterdirection zurückbekommen, lebte in dem Käfig eines geistreichen Frauen-

zimmers, wo er so viele Liebkosungen erhielt, dafs er alle Lust zur Freiheit verlor. Ich mufste ihn gewaltsam entführen; daher die Zögerung. Aber Ihre Bescheidenheit bewundere ich. Wie konnten Sie auf den Gedanken kommen, Ihr Aristophanisches Lustspiel deutschen Böotiern darzubieten? Ich rede nicht von Frankfurt, ich denke an das ganze liebe deutsche Land. Kann dieses plumpe Volk all dieses attische Salz vertragen? Höchstens einige Körner auf ein breites Butterbrot gestreut. Ich kenne kein deutsches Lustspiel, das mit dem Ihrigen verglichen werden könnte, aber desto schlimmer. Ein ganzes Nadelkissen von Epigrammen, von denen man blofs den breiten Kopf ohne die Spitze verstanden hätte. Ihr Stück würde auf der Bühne wohl gefallen, aber auf eine Art, dafs Sie sich darüber todt ärgern müfsten. Der Spektakel hätte die Zuhörer auf unmittelbarem Wege ergötzt, und die Ironie wäre ihnen entgangen. Wissen Sie, was Ihnen wenigstens hier hätte geschehen können? Man hätte die kleinen Aufzüge gestrichen. Ich war fast auf dem Wege, es der Theaterdirection vorzuschlagen, um zu erproben, wie weit man es mit den Leuten treiben kann. Manche Betrachtung, wozu mir Ihr Lustspiel Anlafs gegeben, habe ich niedergeschrieben, und ich hätte es Ihnen gern mitgetheilt, aber die erwähnte Freundin hat es eingepackt und mit ins Bad genommen. Ich schicke Ihnen später den Aufsatz. Ich bitte Sie, lassen Sie Ihr Lustspiel drucken, und bringen Sie es nicht auf die Bühne. Das hiefse dem Volke schmeicheln, als hätte es Geist, das hiefse es gewinnen wollen (würde

die Polizei sagen), Sie kämen in Verdacht demagogischer Umtriebe, und würden nach Mainz geführt werden. Mir wäre das schon recht, ich hätte dann nur einige Meilen, um zu Ihnen zu kommen. Gruſs und Freundschaft.

Dr. Börne.

b. †

An Frau von Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 29. August 1825.

Gnädige Frau!

Sie haben gestern den Wunsch geäuſsert, einiges von meinen ungedruckten Schriften zu besitzen, und ich habe mich im Stillen sehr über diese Aeuſserung gefreut. Die Dankbarkeit hätte erfordert, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, aber diese Tugend fiel mir zu schwer. Doch bin ich so vorsichtig, erst die Beharrlichkeit Ihrer Wünsche auf die Probe zu stellen, und darum theile ich Ihnen nur einen Aufsatz mit. Wenn Sie standhaft bleiben, werde ich mit meinen Mittheilungen fortfahren. Ich habe diesen Aufsatz gewählt, weil er Steffens betrifft, den wir gestern etwas berührten. Er ist schon vor zwei Jahren geschrieben und die Stuttgarter Censur hat ihn nicht durchgehen lassen. Warum nicht? — darüber bitte ich Sie nachzudenken, sobald Sie die Zeit haben. Mir ist es unerklärlich geblieben.

Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, daſs Sie meine Ruhe gestört. Ich lebte so zufrieden mit mei-

nem Schicksal, und jetzt haben Sie die heftigste Begierde in mir erweckt, in Berlin eine grüne Kernsuppe mit Ihnen zu essen. Möge der Himmel diese meine neue Sehnsucht stillen, wie er schon manche gestillt. Darf ich Sie bitten, mich der Hofräthin Herz in Erinnerung zu bringen? Ich grüfse Sie aufs Freundlichste.

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

c. †

An Troxler.

Paris, den 13. November 1835.

Verehrter Herr und Freund.

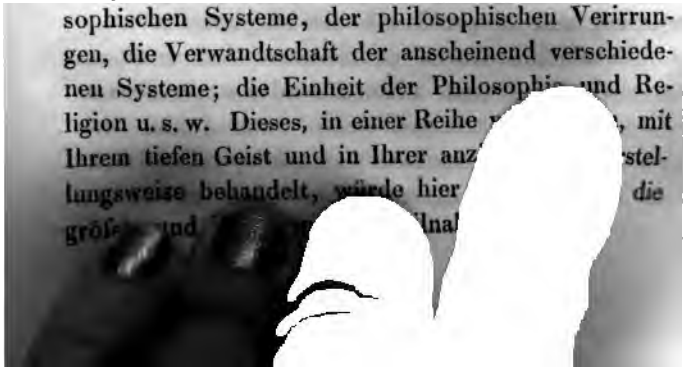
Ich hoffe, dafs ich mein Recht auf Ihr freundschaftliches Andenken noch nicht ganz verloren, wenigstens schmeichle ich mir, dieses nicht verdient zu haben. Wie oft denke ich an Sie und spreche von Ihnen mit Freunden, die Sie kennen und achten. Wie sehr haben wir uns gefreut, als wir erfuhren, dafs Sie in Bern einen Ihnen angemessenen und auch gewifs willkommenen Standpunkt gefunden. Wäre ich bei Ihnen, würde ich, trotz meiner funfzig Jahre und meiner verknöcherten Fassungskraft, Ihr eifrigster Schüler werden. Ich habe aber den Plan gefafst, mich selbst in der Ferne zu Ihrem Schüler zu machen, mich und noch 32 Millionen anderer Menschen, Franzosen genannt, die in jeder Unwissenheit mit mir wetteifern können. Der Plan ist schön, und ihn auszuführen, dazu fehlt nur noch Ihre Bewilligung.

Die Franzosen wenden sich jetzt, auf eine dem Menschenfreund erfreuliche, dem Geschichtsphilosophen merkwürdige Weise in ihrem geistigen Leben, dem Bessern und Edleren zu. Es ist, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, dafs der Baum ihrer Erkenntnifs keine tiefe Wurzel hat, und sie drehen ihn um, und stecken ihn mit seiner ganzen breiten Krone, mit Blättern, Blüthen und Früchten in die Erde, um nur fest zu stehen, und opfern den Genufs der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutsche Wissenschaft und Philosophie steigt täglich und wirkt sich immer mehr aus. Es ist wahr, die armen Franzosen tappen in diesem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte Licht blendet sie, und sie sehen oft weniger, als sie in ihrer gewohnten Dunkelheit gesehen. Aber ihr Blick wird sich nach und nach stärken, und wir wollen sie bis dahin brüderlich führen und unterstützen. Wir wollen etwas zur Seeligkeit der verdammten Franzosen thun, die wir Deutsche ihnen so manchen irdischen Vortheil und Genufs verdanken.

Den Theil der Schuld, der auf mich fällt, will ich abtragen. Ich will in einem französisch geschriebenen Journal den Franzosen über deutsche Litteratur und deutsches Leben sprechen, so gut ich es verstehe. Aber mein Verständnifs und meine Kraft reichen nicht so weit als mein guter Wille. Ich mufs daher in meinem Streben auf die Mitwirkung von Männern zählen, denen es nicht gleichgültig ist, deutsches Leben und Wissen und, da die Würde

der deutschen Nation in ihrem Wissen besteht, die Nation selbst bei den Ausländern in die verdiente Achtung zu setzen. An wen konnte ich dabei zuerst denken als an Sie, der Sie der Beförderung des Rechts, der Wahrheit und des Schönen Ihr ganzes Leben nicht bloſs gewidmet, sondern auch geopfert haben?

Mir selbst ist philosophisches Wirken ganz fremd, so fremd nur Philosophie Deutschen sein kann, in welchen Allen das herbgeweckte Blut Hamlet's und Faust's flieſst. Aber auſser diesem meinem Erbgut habe ich nichts von Philosophie erworben; theilen Sie den Franzosen und mir etwas von Ihrem Reichthum mit, und übernehmen Sie für mein Journal den philosophischen Unterricht. Stellen Sie sich unter Ihren Schülern und Lesern Menschen gleich mir vor, von gutem Willen und einiger Fassungskraft, aber selbst ohne die Elemente der Philosophie. Es kommt darauf an, den Geist zu durchackern, ihm philosophische Empfänglichkeit zu wecken. Was ist Philosophie? Was nutzt sie dem Geist, dem Herzen, dem Leben? Welchen Einfluſs übt sie auf Kunst und Wissenschaft? Dann von dem bewuſstlosen Philosophiren der Menschen, die Geschichte der philosophischen Systeme, der philosophischen Verirrungen, die Verwandtschaft der anscheinend verschiedenen Systeme; die Einheit der Philosoph[illegible] und Religion u. s. w. Dieses, in einer Reihe [illegible], mit Ihrem tiefen Geist und in Ihrer anz[illegible]stellungsweise behandelt, würde hier [illegible] die gröſ[illegible] und [illegible]lnal[illegible]



Die deutschen Aufsätze werden unter meiner Aufsicht ins Französische übersetzt. Wenn Sie aber in Bern einen litterarisch gebildeten, in seiner Sprache gewandten Franzosen fänden, der unter Ihren Augen die Uebersetzung besorgte, so wäre es freilich noch viel besser. Darf ich mir nun die Erfüllung meiner Bitte versprechen? Ich hoffe.

Den Mitwirkern des Journals wird der Bogen, deutsch, mit 100 Fr., französisch mit 130 Fr. honorirt.

Ich bitte Sie, mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern zurückzurufen.

Briefe an mich, bitte ich unter Couvert:

à Mr. Straus,

Rue Lafitte 44 *à Paris,*

abgehen zu lassen.

Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr

Boerne.

Eulogius Schneider.

Geb. in Wipfeld den 20. October 1756, guillotinirt in Paris den 1. April 1794.

Zur Charakter-Entwickelungsgeschichte des nachher so blutdürstigen Demagogen Eulogius Schneider möchte der nachstehende Brief nicht ohne Interesse sein; er ist aus einer Zeit, in der Schneider als Professor in Bonn den Musen und Wissenschaften lebte und bevor er sich in den wildesten Strudel der französischen Revolution stürzte, als deren Opfer er in Paris unter der Guillotine fiel.

An Fr. Nicolai in Berlin.

Bonn, den 26. Juli 1789.

Sie erzeigten mir die Ehre, in den Beiträgen zu Ihrer Reisebeschreibung meiner auf eine Art zu erwähnen, welche mir nicht anders als schmeichelhaft sein konnte. Mein Schicksal wollte es nicht, dafs ich Ihre persönliche Bekanntschaft machen sollte, da Sie durch Bamberg reiseten, wo ich gerade damals im Franziskaner Kloster war. Der Zwang der

Ignaz Aus. Fessler.

Geb. in Czorndorf (Ungarn) 1756.

An Fr. Nicolai in Berlin.

Oberschönhausen, den 8. Junius 1808.

Verehrter Mann!

Sie erhalten hierbei Kunde von einer Unternehmung, welche versuchen will, eine Lücke unserer historischen Litteratur auszufüllen, und etwas zu liefern, was, nach den gegenwärtigen Zeitaspecten, Vielen, die gern mit offenem, hellem Blicke in der Zeit leben, bald eine erwünschte Erscheinung werden dürfte.

Ich bitte Sie, den mir wohlbekannten Freund und Beförderer alles Guten, die Sache in Ihrem Wirkungskreise, so weit derselbe reicht, hier und auswärts zu unterstützen.

Wer die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft mit Lust oder mit Mortification gelesen hat, wird meine Geschichte der Hungarn und ihrer Landsassen wenigstens gern lesen.

Ich wünsche, dafs die Söhne und Töchter Ihrer

Nation (das ist sie noch überall, wo sie sich von Völkern und Horden, die mit dem Schein von Nationalität nur betrügen wollen, nicht hat blenden lassen) recht zahlreich auf meine, mit kräftigem Nationalsinne geschriebene Geschichte der hungarischen Nation pränumeriren, und dadurch bezeugen möchten, wie hoch sie alles Nationale, wo es sich auch finden mag, schätzen.

Ich verbürge Ihnen, dafs Sie in zahlreiche und respektable Gesellschaft kommen, zwar nicht von Berliner-Christen (denn wenn hätten diese eine solide, bleibende, wissenschaftliche Unternehmung auf eine vorzügliche Art unterstützt, sie, die selbst, wenn sie wohlthätig, grofsmüthig oder liberal sein wollen, immer wenigstens eines Concertes, eines Balles oder einer Benefiz-Komödie bedürfen), sondern biederer Schweizer, besonnener Deutschen und gründlicher Hungarn. Sie, ehrwürdiger Mann, haben schon vor zehn Jahren darauf pränumerirt, und Sie stehen daher auch in dem Verzeichnifs von den Ihrigen auf der Pränumerationsliste bei mir ohne Weiteres oben an. Nur die Sorge, dafs Sie von den Ihrigen in Berlin nicht allein stehen bleiben mögen, überlasse ich Ihnen.

Mit aufrichtiger Achtung

Ihr

ganz ergebenster

Fessler.

Joh. Herm. Ferd. von Autenrieth.

Geb. zu Stuttgart 1772,
gest. zu Tübingen 1835.

---

a. †

An Varnhagen von Ense.

Tübingen, den 30. April 1818.

Ihre Laufbahn trennte sich von der ärztlichen, ich wünsche Ew. Hochwohlgeboren mehr Gewifsheit, für das Wohl der Menschheit etwas thun zu können, als wir bei der unsrigen haben, und, sollte etwa selbst die Staatskunst das Loos aller menschlichen Bestrebungen treffen, die Cartesischen Wirbel, die man vom Himmel verbannt hat, auf der Erde zu realisiren, den Muth, welchen Ew. Hochwohlgeboren aus der Arzneikunst werden mitgebracht haben, das elfte Uebel von neuem zu bekämpfen, nachdem aller Widerstand gegen zehn ähnliche frühere vergebens war. Ich als Arzt mufs mich mit dem Spruche trösten: „frühe säe deinen Saamen, und lass' deine Hand des Abends nicht ab, denn du weifsest nicht, ob dies oder das gerathen wird." — Ew. Hoch-

wohlgeboren sind als Staatsmann glücklicher, da dem klaren Buchstaben aller Verordnungen, Constitutionen und Manifesten nach Alles, was in diesem Fache geschieht, immer allein zum Besten der Menschheit geschieht. So fern ist freilich mein obiger Wunsch überflüssig, und ich habe ihn auf den ärztlichen einzuschränken. Möchten Sie gewifs immer gesund bleiben. — Um was ich aber Ew. Hochwohlgeboren und Ihre Freunde, Kerner und Uhland, beneide, ist der Geist der Poesie, welchen Sie in das Leben zu legen wufsten; dem Arzte erheitern keine Götter Griechenlands die Wirklichkeit, höchstens kann ihm spartanische Starrheit, sie fortzuwälzen, helfen. Doch auch das ist Leben, das zu etwas Höherem führen mufs, und so die Verschiedenheit der Laufbahnen am Ende nicht grofs.

Mit vollkommenster Hochachtung und Verehrung

Autenrieth.

b. †

An denselben.

Tübingen, den 28. November 1827.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir auf eine so freundliche Art einen so ehrenvollen Antrag gemacht, dafs es undankbar von mir wäre, wenn ich die hochachtbare Societät und zunächst Ew. Hochwohlgeboren selbst täuschen und versprechen wollte, was ich nicht zu leisten vermag. Ich bin ein zu schlechter Arbeiter! Wohl würde ich mich sehr glücklich

schätzen, im Umgange so geistvoller und kenntnifsreicher Männer, unter wechselweisem Ideen-Austausche leben zu können; aber zum schriftlichen Surrogate gebricht es mir an Zeit, und ich bedürfte mehrerer; denn es wird mir immer schwerer, einen Gedanken auszusondern, an den sich nicht eine Unzahl damit zusammenhängender anderer anzuschliefsen strebte; so schreibe ich zu schlecht für Ihr Institut, und meine heterogenen Beschäftigungen, die mich aufrufen, bald als Landstand die Wirkungen eines Zollgesetzes mir klar zu machen, bald über den Hiob zu schreiben, und Reden über die naturhistorische Wahrscheinlichkeit der Fortdauer der Menschen zu halten, damit der hier früher herrschende theologische Dogmatismus etwas aus seinem schweren Schlafe aufgereizt werde, während ich dann wieder für die Gerichtshöfe ein Gutachten, ob ein Verbrecher ein Verrückter sei, zu stellen, und Nosologie zu lesen habe. Diese hundert verschiedenartigen Thätigkeiten hindern mich, mir selbst in meinem Fache, in vielen seiner Zweige wenigstens, so viele Detail-Kenntnisse zu sammeln, dafs ich mit Ehren als Beurtheiler dessen, was Andere leisteten, auftreten könnte. Hat man aber 55 Jahre zurückgelegt, so geht die Zeit auf die Neige! Aus dem Chaos der Lektüre, Erfahrungen und Einbildungen meines bisherigen Lebens will ich im Reste desselben nur das zu entwickeln mich bestreben, was ich als unbefangene Ansicht von der Einrichtung der wirklichen Natur, so weit sie als

All dem Menschenverstande zugänglich ist, von ihren Spuren einer höhern Ordnung und vom Verhältnifs unseres Ameisengeschlechtes zu ihr betrachte, unbekümmert um alle Systeme, die der Reihe nach alle untrüglich waren. Damit aber werden Sie selbst einsehen, dafs mir am Rezensirtwerden, das mir meine Einseitigkeit nun auch wieder aufdecken würde, viel gelegen sein mufs, dafs ich aber ein schlechter Rezensent der Geistesarbeiten Anderer sein würde. Ein jeder Mensch hat bekanntlich sein Steckenpferd; nach 30 Jahren, die ich meinem Amtsfache widmete, glaubte ich berechtigt zu sein, mir auch eines anzuschaffen. Den Inbegriff meiner Erfahrungen und Ansichten in der praktischen Medicin meinen Schülern so klar, als mir möglich ist, aus einander zu setzen, halte ich für meine erste Pflicht, und durch sie, durch ihre akademischen Dissertationen und theils auch durch meinen Sohn, der, wenn ich meine medicinische Beschäftigungen wegen der Landtage unterbrechen mufs, mein Stellvertreter ist und jetzt ebenfalls für sich Lehrer der praktischen Medicin, wird das, was etwa von meinen 30jährigen Versuchen tauglich wäre, allgemeiner bekannt zu werden, schon verbreitet werden. Darum halte ich mich für weniger verbunden, es noch selbst, ausgerüstet mit dem nöthigen gelehrten Apparat und der Rücksicht auf Litteratur, entweder in eigenen Aufsätzen oder in Gesammtrezensionen der Schriften anderer Aerzte über solchen Gegenstand, bekannt zu machen. Aber mein Steckenpferd, das ich mir anschaffte, glaube ich nun auch, wie jeder

Andere, am Ende eines vielbeschäftigten Lebens reiten zu dürfen. Weiſs ich nun aber selbst nicht, ob sein Gang die Wissenschaften fördern würde, ob das Publikum nicht glaubt, es laufe auf einem völlig falschen Pfade; welcher Rezensent würde ich sein, wenn ich von ihm herab mein Urtheil über die Bestrebungen Anderer geben wollte!! Was würde man z. B. sagen, wenn ich äuſserte, Herschel's Vermuthung, die Milchstraſse sei in einem Clustering-Prozeſs begriffen, werde sicherer auf einen unumstöſslichen Beweis einer Schöpfung und vor ihr vorhandener ursprünglicher Thätigkeit, die ordnet, führen, als die vielleicht 10,000 Bände theologischer Schriften, die wir über das erste Kapitel der Genesis hier in unserer Universitäts-Bibliothek haben? Oder, wenn ich meinte, ein einziges regelmäſsiges Viereck, mit Sicherheit im Monde gesehen, würde alle Systeme der Naturphilosophie, die dem Erdball selbst Leben und Produktion des Lebens auf seiner Oberfläche zuschreiben, über den Haufen werfen, weil der Mondsball ein anderer als der Erdball ist, eine andere Anziehungsstärke, eine andere Atmosphäre hat, und nun doch in ihm vernünftige Geschöpfe sich erwiesen, die eine gemeinschaftliche Geometrie mit uns hätten; die auch auf der Oberfläche des Mondes, wie wir auf der Oberfläche der Erde, bloſs angeflogen, nicht von ihr erzeugt (da eine andere Oberfläche auch eine andere Geometrie erzeugen müſste), mit uns irgendwo her aus dem für uns leeren Raum kommen muſsten, vielleicht angezogen durch die Reibung der mit unge-

heurer Schnelligkeit im Raum sich drehenden Weltkugeln, ungefähr wie in unserer Atmosphäre eine schnell umgedrehte Glaskugel Elektricität aus unserer Atmosphäre auf ihre Oberfläche ansammelt? Sie sehen, dafs ich selbst die sogenannten exakten Wissenschaften nicht ohne Phantasiren bearbeiten würde. In keiner Hinsicht also kann ich Ihnen nützlich sein. Nehmen Ew. Hochwohlgeboren also meinen innigsten Dank für Ihren so gütigen Antrag, und bezeugen sie ihn auch in meinem Namen den berühmten Männern Ihrer wichtigen Gesellschaft *). In einem kleinen Staate ist man wie in einer Organisation der niedern Ordnung, wo alle Funktionen in einer verschmelzen, und ein Organ vielerlei derselben, ohne zu besonderem Zwecke ausgeschieden zu sein, ohne also diesen in höherem Grade erreichen zu können, dienen mufs. Es hat auch sein Gutes, keine Rolle auf dem litterarischen Welttheater zu spielen und dafür seinen eigenen Kohl zu pflanzen; ist der Saamen desselben gut, so verbreitet er sich eher in der Stille, wenn beim Mangel eines Ursprungs-Certificats Jeder glauben kann, er sei ihm selbst gewachsen; obschon es etwas langsamer damit hergeht. Damit Ew. Hochwohlgeboren mein Steckenpferd, mit dem es mir im Innersten Ernst ist, deutlich erkennen, und um die Wahrheit meiner obigen Entschuldigungen zu beweisen, nehme ich mir die Freiheit,

*) Verein für die Herausgabe der Jahrbücher für wissenschaftlichen Kritik.

Ihnen hier ein kleines Specimen davon zu überschicken, von dem ich nicht glaube, daſs es viel außer Tübingen gekommen ist. Bleiben Sie mir gütigst gewogen, wie ich in wahrester Hochachtung mich durch Ihr freundschaftliches Andenken höchst geehrt fühle, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz gehorsamster
Kessler Amtmann.

Karl Immermann.

Geb. in Magdeburg 1796,
gest. in Düsseldorf 1840.

---

a. †

An Varnhagen von Ense in Berlin.

Münster, den 28. August 1823.

Ihnen die anliegende Tragödie *) zu übersenden, dazu veranlafst mich die liebevolle Aufmerksamkeit, welche Sie meinen früheren Versuchen haben zu Theil werden lassen. Ich statte Ihnen für Ihre Kritik nochmals hierdurch meinen besten Dank ab; sie hat mich sehr erfreut und, wie ich glaube, mehr gefördert, als viele andere diktatorische Worte, die über meine Trauerspiele laut wurden. Ich weifs wohl, wovon ich ausgehe, aber nicht, wohin ich gelange; ich kenne meine Meister und scheue mich nicht, sie zu nennen, aber ich ahne selbst kaum, was sie an mir entwickeln werden.

Diese Punkte meines tiefsten Bewufstseins be-

---

*) Periander.

rührt Ihre Kritik, und eben, weil sie unbestimmt läfst, welcher Platz diesen Erstlingen gebühren möchte, fordert sie mich mehr als jede andere auf, mich selbst zu bestimmen und zusammenzunehmen.

Ich bin mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ganz ergebener
Immermann.

b. †

An denselben.

Magdeburg, den 23. September 1824.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich nur mit einiger Beschämung heute nahen, da ich wenigstens den Schein der Undankbarkeit gegen mich habe. Sie waren so gütig, mir im vorigen Jahre die Sammlung der Zeugnisse über Goethe senden zu lassen, und ich habe Ihnen nicht einmal den Empfang angezeigt. Möchte die Unterlassungssünde in dem gänzlichen Wechsel aller meiner Verhältnisse, der mich betraf, und einem starken äufsern Geschäftskreise (Umstände, die freiem geistigen Verkehr nicht günstig sind) einige Entschuldigung finden. Indessen wird es mir immer noch erlaubt sein, Ihnen auszusprechen, dafs mich die Sammlung sehr angezogen und erfreut hat. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Kritik sich nach und nach an Goethe heraufgebildet hat, und zeigt gerade dies das Buch besonders deutlich.

Ich lege, indem ich mir fortwährend Ihrer Theilnahme freudig bewufst bin, ein neues Lustspiel *) von mir meinen Zeilen bei. Möchte ich nur selbst das Behagen daran finden, als an den früheren Versuchen. Aber ich sehe immer mehr ein, dafs dramatische Poesie sich nur im Verkehr mit der Bühne lernen läfst, und dafs, entfernt von ihr, nur Skizzen und Studien entstehen können. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen im Winter dort mündlich die Gefühle der Hochachtung und Ergebenheit aussprechen zu dürfen, mit welchen ich verharre als

Ihr

gehorsamer
Immermann.

c. †

An denselben.

Magdeburg, den 9. April 1826.

Sehr werth war mir Ihre Zuschrift, verehrter Herr und Freund, und wenn ich erst jetzt dafür danke, so hat dies darin seinen Grund, weil ich zugleich Ihnen die ästhetische Abhandlung überreichen wollte, welche, vor Kurzem gedruckt, nun diesen Zeilen beiliegt. Ihre Kritik über den Cardenio war mir um so wohlthuender, als ich sie grade zu der Zeit las, wo mir auch die im Morgenblatte zu Gesicht gekommen war. Letztere hatte mich verwundet, so weit Fehlurtheile Anderer uns verwun-

*) Das Auge der Liebe.

den können und dürfen. Die Mängel der Einsicht mußte ich dem Recensenten vergeben, die von ihm bewiesene Unredlichkeit aber erbitterte mich. Dergleichen Unbilden treffen mich um so empfindlicher, als es mir ganz unmöglich ist, mich dagegen zu vertheidigen.

Ueber Manches, was Sie rügen, würde ich mich vielleicht mündlich mit Ihnen verständigen können. Manches erhält auch erst sein Licht, wenn es nach des Dichters Intention vorgetragen wird.

Sehr möglich ist es, daſs Sie in Hinsicht des Zaubers vollkommen Recht haben: ich weiſs selbst nicht mehr, was ich mit den unglücklichen Szenen anfangen soll, wenn ich sie jetzt überlese. Gewiſs aber haben Sie recht, wenn Sie andeuten, daſs ich in Gefahr stehe, zu vereinsamen. Daran habe ich jedoch nicht allein Schuld, sondern das Theater trägt ebenfalls einen Theil der letztern. In rascher liebevoller Wechselwirkung zwischen Bühne und Dichter erzeugt sich allein das wahrhaft groſse und nationale Drama. Unser Theater gleicht aber einer alternden Coquette, welche zwar mit ihren geschminkten Wangen nach allerlei Gecken umschaut, sie an sich zu fesseln, dagegen eine wahre, tiefe Neigung nicht versteht und noch viel weniger zu erwidern weiſs. Die Ruhe der Eitelkeit ist so süſs, es ist so unbehaglich, sich aus derselben zu edler Thätigkeit erheben zu müssen. — Ich kann den nur glücklich preisen, der nie in Versuchung gerieth, sein Streben an das groſse Nichts unserer Bretter zu verschwenden. Recht sehr erfreuten mich Ihre

geistvollen biographischen Denkmale, welche ich vor einigen Wochen las. Es ist schön, dafs Sie unserm vaterländischen Helden Blücher Ihre Kraft widmen wollen; der Stoff ist so dankbar und die Behandlung ergiebt sich so von selbst. Blücher ist doch der einzige General der grofsen Zeit, welcher eine ausgesprochene Physiognomie und etwas Persönliches zeigt.

Kürzlich erschien von Heine im Gesellschafter eine Harzreise, die mir sehr wohl gefiel. Sie hatte einen süfsen, phantastischen Reiz, der noch gröfser gewesen wäre, wenn sich Heine vor einigen burschikosen Auswüchsen zu hüten gewufst hätte. Ich kann es mit Gewifsheit sagen, dafs mich meine bürgerlichen Verhältnisse in den nächsten Monaten nach Berlin führen werden. Ich hoffe auf Freude von diesem Aufenthalte, und wünsche, dafs mir das Glück zu Theil werden möge, Sie persönlich kennen zu lernen. Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebenster

Immermann.

d. †

An denselben.

Magdeburg, den 8. November 1826.

Sehr erfreulich, verehrter Herr und Freund, war mir die Einladung zu den neuen kritischen Jahrbüchern, und gern sage ich die Theilnahme am Institute zu. Nach den Namen der Gründer und den

mir gegebenen Andeutungen zu urtheilen, lassen sich der Sache die günstigsten Auspicien stellen, und ich hoffe, dafs die neue Zeitschrift einmal wieder die Ehre der Kritik als einer Wissenschaft retten wird, von welchem *point d'honneur* bekanntlich die meisten jetzigen rezensirenden Anstalten ziemlich fern sind. Von den mir vorgeschlagenen Schriften würde ich Heine's Reisebilder, Clauren's Landhausleben und die Novellen von Steffens wählen. Das erste der genannten Bücher steht mir hier zu Gebote, die beiden andern aber werde ich hier wohl nicht bekommen können. Wird die Redaction sich mit Zusendung von Schriften an die Mitarbeiter befassen?

Mit grofsem Vergnügen habe ich neulich Ihre Biographien Dörfflingers und des alten Dessauers gelesen, und freue mich sehr auf die Blüchers. Ich finde besonders die Xenophontische Einfachheit in Ihren Denkmalen ausgezeichnet und ächt historisch.

Von Heine erhielt ich vor Kurzem einen Brief aus Lüneburg. Seine Verhältnisse scheinen sich noch immer nicht recht solide bilden zu wollen; er ist fortwährend auf der Wanderschaft und, wie es mir vorkommt, auf keiner fröhlichen. Bewegung und Wechsel möchten seinem Naturelle und Talente vielleicht sehr zuträglich sein, nur wünschte ich, dafs die Idee der Kunst sich bald ganz rein in ihm ausprägte, zu welcher Vollendung er gewifs berufen ist. Seine Erzeugnisse gehörig zu würdigen, wird eine der schwersten Aufgaben sein.

Wenn Sie mich nach meinem dichterischen Leben befragen, so weifs ich leider davon zur Zeit

wenig zu sagen. Der Druck der äufsern bürgerlichen Verhältnisse ist grade jetzt zu stark, als dafs ich an eine Arbeit dauernd denken könnte. Hoffentlich kommt die Zeit wieder, wo mir die Brust frei wird.

Ich bitte, mich Ihrer würdigen Gemahlin zu empfehlen, und den Mitgliedern Ihrer Gesellschaft, die gut auf mich zu sprechen sind, einen freundlichen Gruſs von mir zu sagen. Mit aufrichtiger Gesinnung

der Ihrige
Immermann.

c. †

An denselben.

Magdeburg, den 24. Januar 1827.

Sie konnten mir, verehrter Herr und Freund, kein angenehmeres Geschenk senden, als die beiden Bände mir waren, die mir durch Ihre Güte wurden. Wenn ich meinen herzlichen Dank nicht gleich nach Empfang ausgesprochen habe, so hat dies darin seinen Grund, weil ich zuvor den Blücher wenigstens durchlesen wollte, ehe ich Ihnen schrieb. Ich habe mich sehr an der Biographie unseres alten Helden erfreut, und finde, dafs Sie in Ihren historischen Arbeiten denjenigen Weg einschlagen, der mir wenigstens als der einzige richtige erscheint, nämlich die Geschichte zu individualisiren, zu beleben und das Persönliche, Charakteristische durch die Darstellung darin hervortreten zu lassen. Von dieser hi-

storischen Kunst entfernen sich leider die Neuern immer mehr, sie beachten die Alten und die Engländer nicht, die darin als Muster hervorleuchten, und glauben Geschichte zu schreiben, wenn sie nur mechanische Bewegungen, Namen und Zahlen überliefern. — Hauptsächlich trägt zu dieser Entartung der Geschichtschreibung, wie ich glaube, der Umstand bei, dafs sie meistens in den Händen der Stubengelehrten ruht, die die Gestalt des Lebens nie geschaut haben. Wenn sie nun auch höher hinaus denken, als auf den Notizenkram, dessen ich vorhin gedachte, so bringen sie es doch immer nur zu einem bleichen Schatten des Alterthums in der Darstellung, der dann zu den neueren Ereignissen sich wunderlich verhält. Geschichte sollte immer von Kriegern oder Staatsmännern, welche zugleich die Weihe der Kunst empfangen haben, geschrieben werden; diese allein kennen die Gestalt der Gegenwart nach deren eigenthümlicher Form aus praktischer Erfahrung. — Ich habe an Ihrem Werke dies auch recht bestätigt gefunden, es zeigt sich überall, dafs den Verfasser sein Leben in das Feldlager und in das Kabinet geleitet hat; der dort gewonnene Blick giebt dem Ganzen Auge und Seele. Für das Gelungenste halte ich fast die Darstellung der Zeiträume, die grofsen Ereignissen vorhergehen, oder zwischen zwei grofsen Ereignissen liegen; doch finde ich auch mehrere Schlachtgemälde, namentlich das von der Katzbach und von den Tagen im Junius 1815, sehr vorzüglich gearbeitet. Die Freimüthigkeit des Werks ist äufserst schätzbar, der geschicht-

liche Takt zeigt sich wieder darin, dafs die Personen, auf welche die Ereignisse gewisse Schatten werfen, z. B. der Kronprinz von Schweden und Schwarzenberg, mit grofser Mäfsigung behandelt worden sind. Vortrefflich finde ich den Gegensatz zwischen dem den Abend in Brüssel auf den Ball gehenden Wellington und dem ein Paar Tage später die Truppen durch den Koth nach dem Schlachtfelde treibenden Feldmarschall. Die Verschiedenheit der Handlungsweise der beiden Feldherren ist aus den Gründen ihrer Natur dargestellt, und diese Partie des Werks mit einer, möchte ich sagen, epischen Ruhe und Klarheit behandelt.

Der Styl ist diesmal prägnanter, als in Ihren frühern Schriften. Gegensätze, Adjectiva und Numerus deuten auf das Bestreben hin, durch Bedeutung des Sinnes zu wirken. Im Ganzen finde ich auch diese Seite nur zu loben — manches Einzelne hat mich indessen — verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit — gesucht gedünkt; ich hätte es einfacher gewünscht. Ich kann Ihnen die Stellen nicht angeben; der Eindruck des Ganzen war mir zu lieb und werth, als dafs ich durch Anstreichen und Bemerken kleiner Flecken mir ihn trüben mochte. Bei einer spätern Auflage (die das Werk gewifs erlebt) werden Sie, wenn Sie sich von der Richtigkeit meiner Bemerkung überzeugen können, durch ein Paar Striche oder Weglassungen sehr leicht auch diese Minutien noch verbessern.

Jetzt will ich mich an die Dichter machen, und werde mir erlauben, auch darüber Ihnen meine

Meinung zu sagen, wenn Sie mein Urtheil hören wollen.

Uebrigens kann ich Ihnen nicht bergen, daſs ich beim Anblicke der Handschrift einen kleinen Schreck bekam; so wie ihn der böse Schuldner empfindet, wenn er die Züge der Gläubiger sieht. Sie gehen indessen noch sehr glimpflich mit mir um, und ich werde in mir ein reuiges Herz zu erwecken suchen, damit die versprochene Rezension recht bald fertig wird. Sie würde schon vollendet sein können, wenn mich nicht plötzlich kurz vor Weihnachten die Leidenschaft und der Eifer für einen dichterischen Gegenstand zu sehr überwältigt hätte. Ich konnte mich von dieser Arbeit nicht trennen, bis sie fertig war; das ist sie nun, und jetzt will ich gewiſs daran denken, mein Wort möglichst bald zu lösen. —

Ich empfehle mich Ihnen, mit den Gesinnungen hochachtungsvoller Ergebenheit

Immermann.

f. †

An denselben.

Magdeburg, den 21. Februar 1827.

Beiliegend, verehrtester Freund, übersende ich Ihnen die versprochene Kritik von Arnim und Heine. Die Veränderung meiner Verhältnisse (wovon nachher) macht es mir ganz unmöglich, in diesem Augenblick mit Ruhe die Novellen von Steffens zu beurtheilen. Wollen Sie diese Arbeit einem An-

dern übertragen, so mufs ich es mir gefallen lassen, soll sie mir bleiben, so werde ich sie liefern, kann jedoch die Handschrift vor Pfingsten nicht versprechen. Eine Zusammenstellung, wie ich sie bei Arnim und Heine versucht habe, wäre mit Steffens doch nicht möglich gewesen. Für ihn sind wieder andre Gesichtspunkte aufzusuchen. Ich wünsche nun nichts mehr, als dafs meine Arbeit Ihnen und der Gesellschaft gefallen möge; ich habe sie so gut gemacht, wie es mir möglich war, und bin dem Gesichtspunkte treu geblieben, dafs eine wissenschaftliche Kritik immer zu gewissen allgemeinen Rückblicken und Uebersichten hinstreben, diese aber auch wieder durch sorgfältige Beachtung des Einzelnen belegen mufs. Ein Beweis ist freilich auf diesem Felde nicht zu führen, man kann aber wenigstens durch Gründlichkeit etwas Beweisähnliches liefern. Freilich mufs man dann etwas ausführlich sein; in der Kürze sind solche Arbeiten nicht wohl zu fassen, und so ist denn auch die meinige lang geworden. — Veränderungen und Abkürzungen habe ich dennoch bei der Durchsicht nicht vornehmen mögen.

Meines Bleibens wird hier nur noch 14 Tage sein, dann gehe ich nach Düsseldorf, wohin ich versetzt worden bin. Wenn Sie also später mir antworten, so haben Sie die Güte, dorthin unter meiner Adresse als Landgerichtsrath den Brief zu richten. Ich gehe gern an den Rhein, mit dem leichten lustigen Volke dort weifs ich mich zu behaben, und der tiefern Anregungen sind denn doch dort sehr

viele. Ein freieres Verhältnifs winkt mir, so hoffe ich denn wieder etwas arbeiten zu können. Wenn man die Poesie gründlich ausrotten wollte, so müfste man die Dichter nach Magdeburg senden: wir haben hier nur Kanonen, Beamte und Krämer, und die Phantasie fehlt in der Seelenliste gänzlich.

Sobald ich etwas in Ruhe komme, lese ich Ihren Richter, und erlaube mir dann, meine Meinung Ihnen zu äufsern. Ich sage Ihnen ein freundliches Lebewohl und bitte Sie, mir Ihre geneigten Gedanken auch zum Rheine nachzusenden.

Ganz ergebenst
Immermann.

An denselben.

(In Eile.)

Düsseldorf, den 21. Juni 1827.

Verehrter Freund.

Nur wenige Worte sollen die Rezension von dem Buche begleiten, damit nicht noch ein Posttag versäumt werde. An der Zögerung bin ich wahrlich nicht schuld, der dritte Band mangelte mir, und ich habe ihn, bei dem hier am Rhein höchst elenden Stande des Buchhandels, erst nach 6 Wochen langem Harren bekommen können.

Ich werde bei Ihnen ganz in Mifskredit gekommen sein, und die Rezension wird nicht dazu beitragen, ihn zu heben. Die Arbeit ist sehr schlecht, das fühle ich recht wohl, und das Angenehmste

wäre mir, wenn die Societät sie zurücklegte, und die Kritik noch von einem Andern liefern lassen könnte. Ich habe sie mit Unlust geschrieben, nach meiner individuellen Meinung ist an dem Buche nicht viel, es ist weder Poesie, noch Geschichte, noch Philosophie, sondern ein Zwitter von allen drei Geschlechtern — ich habe es nur mit Ueberwindung durchlesen können. Dann habe ich wegen des unglücklichen dritten Bandes eilig arbeiten müssen. Unlust und Eile aber sind schlechte Musen.

Ich unterzeichne mich mit den Gefühlen steter Anhänglichkeit

Immermann.

h. †

An denselben.

Düsseldorf, den 11. Januar 1834.

Entschuldigen Sie, mein Verehrtester, dafs ich nicht augenblicklich auf Ihren Brief geantwortet, für ihn und die ihn begleitende werthe Gabe gedankt habe. Ich empfing Beides auf dem Krankenlager, von dem ich nur erst vor einigen Tagen erstanden bin.

Ich hatte das Buch, dessen Besitz ich nun Ihrer Güte verdanke, bereits gleich nach seinem Erscheinen mir zu verschaffen gewufst und mit dem gröfsten Antheil gelesen. Nur mit Trauer gab ich das Erborgte, welches auf gewöhnlichen Wegen nicht zu bekommen war, wieder aus der Hand, da es zu

denen gehört, zu denen man immer zurückzukehren wünscht. Sie können hieraus abnehmen, wie sehr es mich freuen mufs, diese merkwürdigen Urkunden eines wunderbaren Daseins aus Ihrer Hand mein Eigenthum nennen zu können.

Soll ich meine innerste Empfindung, welche die uns mitgetheilten Papiere in mir erweckt haben, aussprechen, so möchte ich sagen: der höchste Gehalt, den sie uns schenken, ist die Anschauung einer indefinibeln, Gemüth und Glauben stärkenden Persönlichkeit. Diese Anschauung, welche ich nicht auf Wort und Beschreibung herabsetzen kann, ist mir wenigstens noch theurer, als die Masse der einzelnen genialen, tiefdringenden Blicke und Wahrnehmungen, an denen das Buch so reich ist. Eine Natur, mit unendlicher Liebe- und Leidensfähigkeit ausgestattet, schon durch Geburt und ererbten Glauben in einen gewissen Zwiespalt geworfen, wird aus allem diesem Trüben und Düstern vom Göttlichen immerfort an starken, unsichtbaren Fäden nach sich gezogen. Je mehr die Jahre, die hier, möchte ich sagen, nur verjüngen, vorrücken, desto entschiedener wird das Reine, Wahre, Ewiggute ihr natürliches Element, und so löst sie heldenhaft die verwickeltste Aufgabe. Dafs uns nun ein solches Bild und Beispiel nicht im Plutarch, nicht unter den grofsen Gestalten des Mittelalters, sondern in den jüngsten Tagen, in unserer nächsten Nähe begegnet, das ist das Hochtröstliche, Muth und Hoffnung Verbreitende der Erscheinung.

Freilich ist der Gram nicht zurückzudrängen,

dafs ein solches Leben still steht, ehe es noch die Grenze, welche die Natur unwiderruflich gesteckt, erreicht hat. Vielleicht aber soll uns damit ein Zeichen gegeben werden, dafs wir alles Besten und Höchsten uns nur geistig zu versichern haben, dafs alles materielle Trauen und Bauen auf sein physisches Substrat von einem Irrthume ausgeht.

Sehr wichtig und bedeutsam sind mir auch die Beilagen gewesen. Von Angelus Silesius kannte ich einzelne Sprüche, von St. Martin noch gar nichts. Der Eindruck, den diese Denkweise auf mich macht, ist ein besonderer. Ich gestehe, dafs die ascetische Contemplation, worin Beide leben und weben, mir nicht natürlich ist, da mir Gott nur im Handeln und Dulden erscheinen will. Allein ich kann die Schönheit, die Heiligkeit solcher Sinnesart doch empfinden, und so werden mir die Menschen zu Mittlern mit dem Obern, Himmlischen.

Vielleicht füllen die Lebensläufe gottbegeisteter Menschen eine wesentliche Lücke im Protestantismus aus. Wir können uns den Mangel nicht verbergen, für den weder das abgemessene Wort des Predigers, noch unser auf mannigfache Weise willkürlicher Cultus einsteht. Der katholischen Kirche, wenn man durch ihre äufsere Entstellung hindurchsieht, bleibt das unendlicher Anwendung fähige Zeichen, die feste, sich in Nothwendigkeit fortbewegende Tradition. Allein ein wahrhaft andächtiges, in Gott seliges Leben ist etwas so Incommensurables, Mystisches, als das Zeichen, und giebt uns auch die Ueberzeugung von der beständigen Fort-

pflanzung ursprünglicher, ewiger Wahrheit. Vielleicht ist es auf diese Weise also doch möglich, uns Grund und Boden zu schaffen, und den Umkreis unseres Tempels zu ziehen.

In hochachtungsvoller Gesinnung

ganz ergebenst

Immermann.

1. †

An denselben.

Düsseldorf, den 26. August 1838.

Hochgeehrtester Herr Geheimer Legationsrath!

Sie haben mich durch die gütige Mittheilung Ihrer Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften zu dem aufrichtigsten und gröfsten Danke verpflichtet, in dessen Ausdrucke ich leider nur allzu rückständig geblieben bin. Verzeihen Sie mir geneigtest und nehmen Sie die Worte, welche ich längst hätte sprechen sollen, auch jetzt noch nachsichtig an. Ich habe in diesen Bänden eine reiche Quelle der Belehrung und Aufklärung über die wichtigsten und bisher zum Theil unzugänglichsten Dinge unseres öffentlichen und Culturlebens gefunden, und halte sie für ein dauerndes Denkmal der geistigen und praktischen Periode, welche Ew. Hochwohlgeboren mit so hoher Begabung durchlebten.

Was Ihnen einen so ausgezeichneten Rang unter den gegenwärtigen Autoren anweiset, ist meines Erachtens die glückliche gegenseitige Durchdringung von ausgebreitetster Lebenserfahrung und sinnendem und bildendem Geiste, welche in Ihnen zu Tage steht.

Dadurch ist es gekommen, dafs, wo Sie das Leben anfassen, dasselbe Ihnen nicht unter den Händen schwer wird, sondern seine harmonisch-künstlerischen Elemente dargiebt, und, wo Sie den freien Gängen des Geistigen folgen, diese sich nicht vor Ihren Blicken zu den beliebten abstrusen Schemen, in welchen sich so Viele gefallen, verflüchtigen, sondern eben Weg und Steg durch gediegene Realität hindurch halten.

Unsere Litteratur scheint jetzt, nachdem sie lange seit dem Zurückziehen der grofsen Geister des achtzehnten Jahrhunderts und seit dem Schwächerwerden ihrer unmittelbaren positiven Wirkungen sich in Negationen, Hafs und Hader abgearbeitet hatte, wieder zu versöhnenden, abschliefslichen Resultaten hinzustreben, und es wird immer Ihr grofses Verdienst bleiben, hierin Andern vorangegangen zu sein, und ihnen die sichersten Ziele gewiesen zu haben.

Ich habe so sehr den Complexus Ihrer Darbietungen als Ganzes empfunden und genossen, dafs ich kaum etwas Einzelnes besonders herauszuheben wüfste, wenn ich nicht das Charakterbild Wilhelm's v. Humboldt als Muster, wie das Allerschwierigste und Verwickeltste mit siegreicher Klarheit und Leichtigkeit behandelt worden, nennen soll.

In den litterarischen Urtheilen bin ich hin und wieder für die Person anderer Meinung, ohne das Vollgewicht Ihrer Gegenmeinung zu verkennen. Es wird dies bei solchen Gegenständen kaum anders sein können. So z. B. vermag ich dem Fürsten Pückler die hohe Stelle, welche Sie ihm vindiciren,

in meiner Anerkennung nicht zu geben. Ich bin mir bewufst, seine Sachen ohne Vorurtheil gelesen zu haben, d. h. die ersten Briefe; denn, frei gestanden, das Spätere schien mir gar zu korkartig leicht, um die Lectüre vollenden zu können; aber auch in jenem Ersten vermifste ich den Gehalt und die Form, welche mir erst den bedeutenden Schriftsteller machen. Als angenehmer, geistreicher Weltmann ist er mir in jenen Briefen lieb und werth, indessen von da bis zu der andern Stufe ist es denn doch ein grofser Schritt.

Und sollten unsere Vornehmen, welche leider nur zu unlitterarisch sind, nicht die Bekanntschaft mit der Litteratur auf eine gründlichere Weise machen, wenn sie sich ein wenig zum Nachdenken zwängen, was unser anderweitiges Schriftenthum voraussetzt, als wenn sie auf der bequemen Pücklerschen Bücke spazieren schlendern? Entschuldigen Sie diese Einwürfe, sie drängten sich mir auf.

Herr v. Chevireff, dessen Bekanntschaft ich Ihrer Güte verdanke, war vor acht Tagen hier. Ich habe mich sehr angenehm mit ihm unterhalten. Diese gebildeten und geistigbedürftigen Russen haben etwas Frisches und Neues, was mich immer wohlthätig berührt hat. Es ist ihnen Alles noch Zukunft, was uns zum Theil schon Vergangenheit geworden ist. Mit aufrichtigster Hochachtung

ganz ergebenst

Immermann.

Karl Leonhard Reinhold.

Geb. in Wien den 26. October 1758,
gest. in Kiel den 10. April 1823.

Es möchte nicht uninteressant sein, zu Anfang des Jahres 1841 einen Blick auf den Standpunkt der Philosophie zu werfen, wie diese im Jahre 1797 gelehrt und behandelt wurde. Der nachstehende Brief Reinhold's giebt uns zu Betrachtungen in dieser Hinsicht vielfache Gelegenheit. Da in demselben öfters gegen Beck gesprochen wird, so ist in der Anmerkung eine darauf bezügliche Stelle aus dem Briefe von Beck angeführt, welchen dieser aus Rostock den 30. März 1800 an Professor Pörschke in Königsberg schrieb und der sich in meiner Sammlung befindet. Man wird daraus ersehen, dafs auch damals die Philosophen grob und persönlich sich anfeindeten.

An — —

Kiel, den 22. Februar 1797.

Diesen Augenblick erhielt ich Ihr Briefchen vom 13. Februar, und ich kann's keinen Augenblick auf-

schieben, Ihnen meine grofse Freude und meinen herzlichen Dank für die Nachricht von Ihrer Vokation nach Anspach zu bezeugen. Es ist ein Stein von meinem Herzen gefallen. — Sie werden in meinem Herzen lesen, was mir an dieser Begebenheit als Ihr Freund und als Weltbürger erfreulich sein mufs.

Auch Ihr Briefchen vom 30. December — und ein älteres vom August habe ich richtig erhalten. Innere und äufsere Hindernisse haben mir das Briefschreiben überhaupt lange Zeit her unmöglich gemacht.

Also ist die Rezension der einzig möglichen Standpunktslehre in der A. L. Z. Ihre Arbeit. Das hätte ich nicht vermuthet, da ich doch der Rezension über Schelling's Ich — augenblicklich ihren Verfasser ansah. Ich hielt Rehberg für den Rezensenten der Standpunktslehre.

So begründet ich Ihre Erinnerungen gegen die Beckschе*) Behandlung der transcendentalen Aesthe-

---

*) Beck schreibt: „In Ihrem letzten Briefe sagen Sie mir Einiges über die übele Laune Kant's, deren Aeufserungen Sie zum öftern reizen, sich von ihm zu entfernen. Dafs der Ton der Weisheit in der Rede des wirklich sonst sehr hochachtungswürdigen Mannes durch den Schall seines grofsen Ruhms etwas verstimmt worden sei, mag wahr sein. Bei aller Aufmerksamkeit auf sich selbst kann sich wohl in die Seele des tugendhaften Mannes ein Gift einschleichen, das von ihm selbst nicht bemerkt wird, und das sich Andern in dem Mangel der Umgangstugenden, in närrischem Wesen und in der Neigung, Alle neben sich gering-

tik finde, so wenig, und gerade darum kann ich in den Beifall einstimmen, den Sie dem Beckschen Standpunkte im Uebrigen als dem einzig möglichen geben. Hat Beck den Kantschen Standpunkt in der Aesthetik verfehlt, so hat er ihn auch in der Analytik verfehlen müssen. Verstand ist nur in Beziehung auf Sinnlichkeit Verstand — und wird ganz verkannt, wenn man ihn in seinem Unterschiede

---

schätzig zu beurtheilen, bemerkbar macht. Ich nehme das Alles dem sonst ehrwürdigen Greise so sehr nicht übel, auch nehme ich es ihm nicht übel, dafs er mich in seine Erklärung gegen Fichte verflochten hat. Denn was seinen auch gegen mich gerichteten Unwillen betrifft, so denke ich darüber so: Er mag vielleicht hin und her Einiges in meinem Standpunkt gelesen haben. Nun habe ich allerdings mich darin zum öftern über die Dinge an sich etwas zu crafs ausgedrückt. Mein Zweck war, mich dem faden Geschwätz des Reinhold's zu widersetzen, und ich verlor dabei den Begriff des Intelligibeln zu sehr aus den Augen. In einer so schweren Untersuchung war wohl dieser Fehler noch verzeihlich, und eine freundliche Zurechtweisung von Kant wäre der Sache wohl angemessener gewesen, als es die hirnlosen Beschuldigungen Schulze's waren, denen Kant Beifall gab. Ich nehme ihm mehr die Schmeicheleien übel, die er manchen jämmerlichen Menschen erwiesen hat, worin eine gewisse Unredlichkeit liegt, deren Folgen es eigentlich sind, die dem alten Manne jetzt wehe thun."

„Von Fichte hört man hier nichts. Mein Urtheil über ihn bleibt. Er ist ein Narr, und die Unredlichkeit seines Betragens leuchtet mir zu stark ein, als dafs ich sie nicht fassen sollte. Reinhold hafst mich, und in seiner hohlen Sprache greift er mich bei jeder Gelegenheit an. Ich achte den Narren nicht."

und Zusammenhang mit der Sinnlichkeit verkennt. Er setzt die Gegenstände ursprünglich nicht unbedingt — sondern 1. unter der Bedingung der Sinnlichkeit als eines von Ihm wesentlich verschiedenen Vermögens — 2. unter der Bedingung der Empfindung, — die als solche durchaus kein ursprüngliches Vorstellen des Verstandes ist und sein kann. In der und durch die Kategorie der Realität ist selbst, wenn sie im Schema als Grad gedacht wird, nichts als die Form des Empfindbaren *a priori* und durchaus nicht die empirische Materie gesetzt. Wie glimpflich haben Sie der empörenden und ekelhaften Exegese erwähnt, durch welche Beck in seinem Commentar Kant das Gegentheil von dem, was er gesagt hat, sagen läfst.

Ich begreife, wie Sie sich um Ihren Beifall durch die wirklich bewunderungswürdige Geschicklichkeit dieses Menschen, mit der er seinen Tiefsinn zu gebrauchen weifs, überraschen lassen konnten. Auch mir hat er eine Zeitlang imponirt, und würde mich, wenn ich den Hauptfehler meiner von ihm arg gemifshandelten Elementarphilosophie nicht schon von andern Seiten und aus andern Gründen eingesehen hätte, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben. Auch mir ist nicht weniger als ihm die Ungereimtheit aufgefallen, die in dem Versuch liegt, eine Transcendentalphilosophie aufstellen zu wollen, die lediglich einen empirischen Grund und Boden hat. Diese Ungereimtheit würde Kant eben so wie mir zu Schulden kommen, wenn er die Philosophie als Wissenschaft hätte aufstellen wollen. Seine Kritik

konnte sich begnügen, den Unterschied und den Zusammenhang zwischen dem Transcendentalen und dem Empirischen zuerst entdeckt und beschrieben zu haben. Herr Beck will mit aller Gewalt in ihr die Begründung der Philosophie als Wissenschaft gefunden haben, und er dringt ihr nun dasjenige auf, was er für diese Begründung hält, und was er das ursprüngliche Vorstellen nennt, wodurch er nicht nur die Kategorien setzt dadurch, dafs sie gesetzt sind, sondern worin er Alles hineinschiebt, was er in dieser Eigenschaft als gesetzt für nöthig hält, Raum und Zeit und selbst die Empfindung. Um das Transcendentale vom Empirischen unabhängig zu machen, postulirt er, dafs wir uns unmittelbar ins Transcendentale hineinsetzen sollen, das wir (die wir es schon durch die Kritik kennen gelernt haben, und in das wir uns sonst unmöglich wie durch den Schlag einer Zauberruthe versetzen könnten) denn auch wohl thun können, ohne dadurch etwas anderes als das Formale der objektiven Realität gewonnen zu haben. Beck verdrängt das Empirische durch das Transcendentale, indem er es durch dasselbe setzen läfst, und das er doch (nur unbemerkt aber) unvermeidlich zu Hülfe nehmen mufs, um sein ursprüngliches Vorstellen zu realisiren. Und so mufs er denn doch, was er sich auch dagegen sträubt, zu etwas aufser dem ursprünglichen Vorstellen, zum leidigen Dinge an sich, gegen welches er so thrasonisch triumphirt, seine Zuflucht nehmen.

Meine Elementarphilosophie mufste ihren Zweck,

die Form der Philosophie als Wissenschaft zu begründen, verfehlen, weil sie durch die Thatsache des Bewufstseins keinen andern als einen empirischen Grund und Boden gewählt hat.

Wenn sich der Grund des Unterschiedes und des Zusammenhangs zwischen dem Transcendentalen und Empirischen nicht aus reiner Vernunft ableiten läfst, so ist nie eine Philosophie als Wissenschaft möglich; so wird man immer zur Realität des Transcendentalen das empirisch als empirisch voraussetzen müssen und der Skeptizismus gewonnen Spiel haben.

Ich bin endlich durch die Einsicht in die Fehler meines Systems zum Verstehen des Fichtischen gelangt, und finde in demselben alle Anstalten zu einer Philosophie als Wissenschaft völlig gemacht. Lassen Sie sich nur ein paar Worte sagen, wie ich mir sein Ich und Nicht ich denke. Es giebt eine Thätigkeit, die keine andere voraussetzt und von jeder andern vorausgesetzt wird, die also, in wie fern sie gesetzt ist, durch keine andere als durch sich selbst gesetzt ist. Sie heifst in so fern Selbstthätigkeit.

Wenn es irgend eine Thätigkeit giebt — und dafs es eine gebe, weifs ich aus dem Bewufstsein meines eigenen Denkens —, so ist auch jene Selbstthätigkeit gesetzt, die von jeder andern Thätigkeit vorausgesetzt wird.

Die Selbstthätigkeit ist gesetzt, heifst nichts anderes als: sie setzt sich selbst, und man mufs

unter Selbstthätigkeit überhaupt und ohne ein anderes Prädikat nichts anderes denken als die sich selbstsetzende Thätigkeit.

Sie kann Subjekt heifsen, in wie fern sie setzt, Objekt, in wie fern sie gesetzt ist; aber da sie nur gesetzt ist, in wie fern sie setzt, und setzt, in wie fern sie gesetzt ist, so ist sie Objekt und Subjekt zugleich. Man kann sie in so fern ein Ich heifsen, weil wir unser Ich unter einem ähnlichen Charakter im Selbstbewufstsein kennen. Aber man mufs sich hüten, sie mit unserm Ich zu verwechseln. Sie kann nur unser reines Ich heifsen, in wie fern sie der Möglichkeit des Selbstbewufstseins und des in demselben vorkommenden empirischen Ichs zum Grunde liegt. Stofsen Sie sich nicht daran, dafs ich das Ich des Selbstbewufstseins empirisch nenne. Der Grund wird sich von selbst ergeben.

Die Selbstthätigkeit als solche ist noch keine Vernunft, dazu mufs sie aus sich selbst heraus gehen und eine (etwas, das Nichtselbstthätigkeit ist) vernehmende Selbstthätigkeit werden.

Sie wird zur theoretischen Vernunft, in wie fern sie in gewissen Operationen von einer Nichtselbstthätigkeit abhängt, zur praktischen, in wie fern die Nichtselbstthätigkeit von ihr abhängt.

Der erste ursprüngliche Akt der Vernunft ist die absolute Thesis, das, was Fichte ausdrückt: das Ich setzt sich selbst.

Der zweite (jenen voraussetzende) die absolute

Antithesis, das unbedingte Entgegensetzen, wovon das formale Nicht-ich abhängt.

Der dritte die absolute Synthesis, die das Ich und Nicht-ich dadurch verknüpft, dafs sie eines durchs andere einschränkt oder bedingt.

Wie konnte ich doch nicht längst schon darauf verfallen, dafs die Synthesis nur unter der Voraussetzung einer Antithesis und Thesis, die auch Handlung des Geistes sein mufs, Handlungsweise der Spontaneität sein könne!

Durch jene ursprüngliche absolute Synthesis ist allein das Ich als ein durchs Nicht-ich bedingtes Ich, und in so fern allein als Subject, und das Nicht-ich als ein durch Ich bedingtes Nicht-ich und in so fern als Objekt denkbar, so wie ihre gegenseitige Beschreibung den Charakter der Vernunft als eines sich auf Objekt und Subjekt beziehenden Etwas begreiflich macht.

Das Nicht-ich ist an sich nichts als die Negation des Ichs; formale Entgegensetzung und, wenn man davon abstrahirt, nichts — das leidige Ding an sich. Die Philosophie konnte und kann es nicht entbehren, in wie fern sie z. B. in der Kritik dem Phänomenon im Ich, das vom Ich verschiedene Noumenon zum Grunde legte, ein bloſses Produkt der reinen Vernunft, wozu aber die Vernunft durch ein Leiden im Ich (äufsere Empfindung) berechtigt sein mufste. Das Noumenon ist als Produkt der Vernunft kein Ding an sich. Aber so lange man's nur unter dem Namen Noumen kannte,

äffte es uns noch immer durch Verwechselung mit jenem Undinge.

Nicht das Nicht-ich an sich, sondern nur als bedingt durchs Ich ist Objekt, oder vielmehr kann dazu werden.

Alles im Ich durch's Nicht-ich Bedingte als solches ist empirisch; Alles im Nicht-ich und im bedingten Ich durchs reine Ich Bedingte ist transcendental.

Nur ein schwaches Pröbchen, nach welchem ich Sie nur meine Ansicht der Fichtischen Philosophie, nicht diese Philosophie selbst zu beurtheilen bitte, der ich nicht gern unrecht thäte, weil ich sie wahr glaube.

Schellingen scheint es an Nüchternheit der Spekulation zu fehlen. Indessen ist sein kleines erstes Schriftchen von zwei Bogen über das Fundament der Philosophie trefflich.

Ich habe Geſsnern auf sein Verlangen das Pestalozzische Manuskript zugesendet. Er wird's selbst verlegen.

Baggesen ist im Begriff, seine Frau, die auſserdem nach dem Urtheile der Aerzte nicht leben kann, auf drei Jahre nach Italien zu bringen. Er wird künftigen Monat über Hamburg zur See dahin abgehen. O, dem Armen ist nicht zu helfen! Die Gemüthskräfte, über die er herrschen soll, sind zu groſs und zu viel; und das äuſsere Schicksal scheint ihn selbst daran zu hindern, mündig zu werden.

Die Nachricht vom Tode Ihres Kindes ging mir um so näher, da meine drei Jungen und mein Mädchen zu unserer grofsen Freude sehr frisch blühen. Schreiben Sie bald und senden Ihre Adresse an Ihren Sie innig liebenden und sehr hoch schäzzenden

Reinhold.

Immanuel Kant.

Geb. zu Königsberg in Pr. den 22. April 1724, gest. ebendaselbst den 12. Februar 1804.

Von unsterblichen Geistern, wie Kant, ist jede Zeile der Beachtung und Aufbewahrung werth; daher mögen hier zwei Briefe desselben folgen, welche er an den berühmten Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie", Theodor Gottlieb von Hippel, schrieb. Hippel war seit dem Jahre 1780 Bürgermeister, Polizeidirektor und Stadtpräsident. Brief a. ist wegen des darin enthaltenen Witzes merkwürdig; der Gefängnifsthurm, dessen unfreiwillige Bewohner Kant durch ihre Andacht störten, war seinem Garten so nahe und nur durch einen schmalen Weg getrennt, dafs der grofse Philosoph wohl Grund zur Beschwerde haben konnte. Der im Brief b. erwähnte junge Dr. Jachmann ist derselbe, welcher in dem berühmten Gelehrtenverein von Königsberg so häufig erwähnt wird, und später zu den täglichen Gesellschaftern von Kant, Hippel, Scheffner u. s. w. gehörte.

---

a.

An Theodor Gottl. v. Hippel in Königsberg.

Königsberg, den 9. Juli 1784.

Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schlofsgraben, wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängnisse, abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, dafs sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenn gleich ihre Stimme beim Singen dahin gemäfsigt würde, dafs sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugnifs des Schützen, um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, können sie dessenungeachtet doch bekommen; denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen zu lassen und ihm Obiges zur beständigen Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen, und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemühet gewesen und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener

I. Kant.

b.

An denselben.

Königsberg, den 29. Septbr. 1786.

Ew. Wohlgeboren bezeige meine herzliche Freude an der verdienten, Ihrem Namen beigefügten Distinction, welche zwar Ihrer wohlgegründeten öffentlichen Ehre keinen Zusatz verschaffen kann, aber dennoch ein Zeichen ist, dafs Sie künftig in Ihrer Absicht, Gutes zu stiften, weniger Hinderniſs antreffen werden, ein Interesse, welches, wie ich weifs, Ihnen allein am Herzen liegt.

Erlauben Sie, dafs ich, Ihrer gütigen Aufmunterung gemäfs, dazu jetzt von Seiten der Universität eine Gelegenheit in Vorschlag bringe. Herr Jachmann der Aeltere sagt mir, dafs sein Stipendium, welches er durch Ew. Wohlgeboren Vorsorge bisher genossen hat, mit diesem Michael zu Ende gehe. Da er sich jetzt seinem medizinischen Studium mit Eifer widmet und durch den zu seiner Subsistenz nöthigen Privatunterricht fast alle Zeit verliert, jenes gehörig zu treiben, so bittet er inständigst, Sie wollen die Güte haben, ihn zu einem von den verschiedenen, im Intelligenzwerke bekannt gemachten Stipendien zu verhelfen.

Erlauben Sie, dafs er sich selbst dieses Anliegens wegen persönlich bei Ihnen melden, oder schriftlich deshalb einkommen darf, so belieben Sie, mir hierüber einen Wink zu geben. Gut wird diese Wohlthat an diesem rüstigen, wohldenkenden und

fähigen jungen Menschen immer angewandt sein, dafür kann ich einstehen.

Ich bin jederzeit mit Hochachtung und Herzensanhänglichkeit

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

I. Kant.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Geb. zu Königsberg in Pr. den 24. Januar 1776,
gest. zu Berlin den 24. Juli 1822.

Den Briefen, welche theils in Hoffmann's Biographie, theils im dritten Bande der von mir herausgegebenen Denkschriften und Briefe mitgetheilt worden, mögen sich hier noch vier Briefe des unvergeſslichen Mannes an seinen Freund, den Präsident von Hippel, anreihen, welche man gewiſs mit groſsem Interesse lesen wird. Brief a. malt Hoffmann's Angst über die Möglichkeit seiner Nichterlösung aus Plock, b. und c. seine Sorge, daſs die mit Hippel lange vorbedachte Reise nach Italien nicht zu Stande kommen werde, — und sie scheiterte, denn das Unheil, welches Napoleon über das gesammte Vaterland brachte, traf auch jeden Einzelnen! — Brief d. giebt ein treues Bild von Künstlers Erdenwallen!

---

a. †

An den Präsident von Hippel.

Plock, den 10. December 1803.

Mein einziger theuerster Freund.

Jetzt weifs ich's, dafs Du mein Freund im ganzen Sinne des Wortes bist, und dies ist volle Entschädigung für alle Erbärmlichkeiten der trivialen Lebensweise, welche mich schier zu Boden drückt, und der ich mit einem Aufwande von Kräften entgegen arbeiten mufs, welcher, geht es noch länger so fort, nothwendig den ganzen Vorrath in Kurzem aufzehren mufs. — Du kannst mir jetzt nicht helfen, das ist sehr schlimm — es gehört zu den Streichen des bösen Genius, der mich verfolgt, seit ich aus Berlin bin. Ist es indessen mit Deinem Anerbieten, mir das Verlangte in drei Monaten zu schaffen, Ernst, woran ich nicht einen Augenblick zweifle, so ziehst Du mich doch mit einem Ruck aus aller Verlegenheit, und setzest mich in die Lage, dafs mir nicht noch das Bischen armseliger Lebensgenufs, welches ich hier dann und wann mit Mühe erhasche, durch Sorgen der bittersten Art verkränkt wird.

Um einer jugendlichen Sottise willen, von der mein Antheil nicht einmal feststeht, mufs ich auf alles, was mir lieb und theuer war, Verzicht thun! — Mein Sinn für die Kunst ist hier so *hors de saison*, dafs ich überall damit anstofse und mich verwunde. — Die Malerei habe ich ganz bei Seite geworfen, weil mich die Leidenschaft dafür, hinge ich ihr nur

im mindesten nach, wie ein griechisches Feuer unauslöschlich von innen heraus verzehren könnte — ich würde vielleicht zur grofsen Erbauung der Umstehenden mit einem Male wie jene Prinzessin im Mährchen, die mit dem Salamander kämpfte, der ihr einen unsichtbaren Feuerbrand ins Herz warf, in ein Aschenklümpchen zusammenfallen! — Die Musik mit ihren gewaltigen Explosionen ist mehr ein Theater-Donnerwetter — ein feuerspeiender Berg von Gabrieli (jene Kunst ein Vesuv *in natura*) — man kann sich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen, darum habe ich sie zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset auf diesem dornigen, steinigen Pfad! — Im Ernst, lieber Freund, — in dieser Abgeschiedenheit steige ich herab oder lieber hinauf in die unbesuchtesten Regionen, wo die Muse ihren geweihten Jüngern das Buch der Geheimnisse aufschlägt. In Prosa so viel: ich studire mit Eifer die Theorie der Musik, und dieses Studium, so wie der Umgang mit meiner Frau, die sich, Dank sei es dem Schicksal! meinem Anachoreten-Leben ganz anschmiegt, ist das Einzige, was mir zuweilen Augenblicke des Lichts gewährt. — Einen Freund, mit dem ich mich über alles, was mich quälte, hinweghob, hatte ich nur so lange ich mit Dir lebte!

Du bist auch nicht ganz glücklich und hier ist unser Schicksal sich wieder gleich; wir stehen beide nicht auf der rechten Stelle. — Wie, wenn ein Genius erschiene und löste die Ketten, welche uns an unser erbärmliches Alltagsleben fesseln (am Ende sind diese Ketten vielleicht nur das Spiel unserer

Einbildung?) — was thäten wir? — Ich ergriffe den Wanderstab, ginge nach Italien, bildete mich zum tüchtigen Componisten aus, und es wäre schlimm, wenn ich, hätte ich mich zu dem gewandt, wozu ich organisirt wurde, nicht ein besseres Schicksal — ein bessères Fortkommen mit meiner Kunst erarbeiten sollte als jetzt! — Doch das sind *pia desideria!* — Ich kehre zur Wirklichkeit zurück! — Meine Correspondenz nach Berlin stockt, — ich bin ohne alle Nachrichten. — Weder Beyme noch Schleinitz haben geantwortet, auch Focke schweigt auf zwei lamentable Sendschreiben; alles dieses sind sehr traurige Aspecten! — Hat Dir wenigstens nicht Schleinitz geschrieben, in wie fern sich Beyme meinen Wünschen geneigt gezeigt hat, oder nicht. — Die wegwerfende Art, womit man mich — laufen läfst, kränkt mich unbeschreiblich, und legt noch ein bedeutendes Gewicht zu den Uebeln, die mich hier zu Boden drücken. — Durch Dich kann ich wenigstens erfahren, ob mein Versetzungsplan total gescheitert oder ob noch einige Hoffnung da ist. Lass' Dir meine üble Lage zu Herzen gehen, und thue für mich, was Du kannst. —

Ich hätte eher geschrieben, wenn ich nicht vorher, so viel wie möglich für den Moment, meine Angelegenheiten in Ordnung hätte bringen müssen; jetzt ist das vorbei, und ich bin gerade so weit, dafs ich mich auf die schwache Stütze, die bis Ostern halten soll, verlassen mufs. — Vergelte daher nicht Gleiches mit Gleichem und schreibe mir bald, damit ich endlich ruhig sein kann. Meine

Frau empfiehlt sich Dir und Deiner Frau, so wie ich mich auf das Angelegentlichste. —

Lebe wohl, einziger Freund, ewig, ewig

Dein

Hoffmann.

b. †

An denselben.

Warschau, den 6. März 1806.

Mein theuerster, einziger Freund.

Der Regierungsrath Siebenhaar hat Dich in Berlin gesehen! Nein, nicht beschreiben kann ich es Dir, welch' ein banges Gefühl mich bei dieser Nachricht ergriff; irgend eine dunkle Ahnung lag ihm zum Grunde; als ich im Stande war, ruhiger meinem 'Ideengange nachzugehn, fand es sich, daſs mich der Gedanke, Du könntest mich vergessen haben, Du könntest jetzt von Berlin aus ohne mich die *grand Tour* machen, so gewaltig erschüttert hatte.

Jetzt glaube ich nicht mehr daran, und adressire diesen Brief nicht einmal nach Berlin, sondern nach Leistenau, wohin Du meines Bedünkens schon zurückgekehrt sein wirst! —

Je älter ich werde, mein Freund, desto bestimmter entwickelt sich mein Selbst dazu, wozu es das höhere Walten, wogegen der Mensch vergebens mit seinen kleinlichen Ab- und Einsichten einzugreifen wagt, bestimmt hatte.

Mein Geschäftsleben ist die ekelhafte Puppe,

welche die schönen Fittiche des Kunstgenius einzuschliefsen strebt, bis sie gewaltsam durchbrechen! — Der Kunstcyklus, in dem ich mich hier umhertreibe, ist eine Anmahnung zum Nachstreben des Bessern, er übt und stärkt, wiewohl er, als Zweck betrachtet, nur ein Spiel mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse sein kann, und ich hiernach auch den Vorwurf, der dem Wilhelm Meister von jenem *soi disant* Offizier gemacht wird, verdienen möchte! — Du, mein Freund, bist meine einzige Hoffnung, indem ich des festen Glaubens lebe, dafs die höhere Macht, deren Einwirken in unserer Zeit selbst blöden Gesichtern blendend erscheint, sich des schönsten, womit sie den Sterblichen beglückt, nämlich der Freundschaft, als Mittel bedienen wird, mich zu erlösen von dem Uebel, das mich mit eisernen, schmerzhaften Banden umstrickt und festhält! — Was ist es anders als unsere Reise, welche unser besseres Selbst einander näher bringen, was, ja, ich sage es, uns Beide dahin stellen wird, wo wir hingehören, und wo wir Beide jetzt nicht stehen! — Wäre es möglich, dafs Zeit und Umstände Dich, mein theuerster Freund, hätten vergessen machen können, was wir so oft über diese Angelegenheit in Gesprächen feststellten, so sei Dir meine jetzige Anmahnung ein feuriges Wort, das Dein entschlafenes besseres Ich entflammt! —

Noch eins, mein theuerster Freund! lass' uns nicht wie Reiche reisen; meine Finanzen halten es nicht aus, und Deine werden sich wohl dabei befinden, und wo ist mehr Genufs? —

Wäre es möglich, wir allein, höchstens ein Bedienter! —

Wenn reisen wir ab? wo treffen wir zusammen? — Du bist in Berlin von Deiner Familie umgeben gewesen, ich habe keine — Du sollst für den Staat leben und steigen, mich fesselt eine elende Mediokrität, in der ich sterben und verderben kann. — Diese Ungleichheiten, dünkt mich, vermögen nichts gegen den gleichen Sinn für die Kunst, der uns vereinigte, und den wir nie lassen! —

Ich beschwöre Dich, widerstehe dem Einwirken einer vielleicht nur zu prosaischen Umgebung und Anreizung. Alles hängt von Deiner Erklärung ab. Ich bin ein Spieler, der das Letzte auf eine Hoffnung wagt! — Schreibe mir bald, und verzeihe mir meinen rhapsodischen Brief der beängstigenden Stimmung, die mich quält, und die durch das Peinliche meiner jetzigen Lage nur zu oft erregt wird. —

Antworte mir bald und bestimmt! — Adieu!

Ewig Dein

Hoffmann.

An denselben.

Warschau, den 19. Juni 1806.

Welches sonderbare Gerücht in Berlin schickt mich mit einem polnischen Grafen auf Reisen? — Nein, mein theuerster, einziger Freund, meine einzige Hoffnung ist darauf gebaut, dafs Ereignisse jeder Art Deinen schönen Entschlufs nicht ändern

werden, und ich habe den festen Glauben, dafs die Ausführung desselben auf Dein Leben, so wie auf das meinige, den entscheidendsten wohlthätigen Einfluſs haben wird. — Warum willst Du erst auf den Herbst nach Warschau kommen, warum nicht jetzt in der schönsten Jahreszeit? — Wenn Du allein kommst, kannst Du bei mir wohnen, und damit Du Dich gleich zu mir hinfindest, so frage nach der Senatoren-Straſse, da wirst Du mich im zweiten Stock des Röslerschen Hauses erblicken!

Komme so bald als möglich! Adieu!

Dein

Hoffmann.

d. *) †

An denselben.

Mein einziger, theuerster Freund.

Nein! — ich lasse den Muth nicht sinken, da ich auf Dich bauen kann, und die feste, innige Ueberzeugung habe, dafs mit meinem ersten Fufstritt aus Berlin sich all mein Leid enden und in Freude und Wohlsein umwandeln wird. In einer solchen hülflosen Lage, wie die letzten acht Tage über, bin ich noch nie gewesen; zufällig wurde sie von einem meiner Bekannten, dem ehemaligen Regierungsrath Friedrich, welcher mich trostlos im Thiergarten fand, errathen; und selbst in Verlegenheit theilte er doch sein letztes Geld mit mir.

---

*) Ohne Ort und Datum, doch gewifs im April oder Mai 1807 geschrieben.

Um nicht einen Augenblick mit der Abreise nach dem Empfang des Geldes zögern zu dürfen, habe ich mir schon im Voraus die nothwendigsten Kleider und Wäsche bestellt; Bezahlen und Abreisen wird daher wohl der Akt eines Vormittags sein. — Du siehst, mein theuerster Freund, dafs ich, nun ich nur der Hülfe gewifs bin, auch meine Muthlosigkeit, die wohl — mit einem Wort gesagt — durch wirklichen Mangel der schrecklichsten Art, durch den Hunger, erzeugt wurde, ein Ende hat, und dafs ich nun mein Schicksal preise, welches mich mit einem Ruck dahin versetzt, wohin mich schon längst meine ganze Neigung trieb. Bei der jetzigen Concurrenz brotlos gewordener Künstler war es wirklich viel, ein Unterkommen zu finden, welches schon zu den bedeutenderen gehört, und für mich um so ersprieſslicher sein mufs, als ich nun nichts thun darf, als schreiben, um bekannt zu werden. In Warschau konnte ich aber Opern stofsweise componiren, ohne dafs irgend eine Menschenseele davon Notiz nahm.

Wie aber meine Sehnsucht nach dem Orte meiner Bestimmung mit jedem Tage steigt, davon hast Du keine Idee! —

Es geht so weit, dafs ich nicht mehr ruhig arbeiten kann, sondern unwillkürlich vom Tische aufspringe und Stub' auf Stub' ab laufe, ehe ich es mir versehe, auch wohl auf der Strafse und im Thiergarten bin, wo mir seit einiger Zeit die einsamen Partieen sehr lieb sind, indem mich Lichtenberg's Abhandlungen von lichtscheuen Hasen und derglei-

ben ist, sind hier einige Tage hindurch unruhige Auftritte gewesen, die aber bald durch starke Patrouillen zu Fuſs und zu Pferde gedämpft wurden!

Ueber die mir zugesagte Hülfe bin ich voll unruhiger Erwartung, und werde meine ganze Seelenruhe nur dann genieſsen, wenn ich dem Weichbilde Berlins entflohen bin.

Grüſse herzlich Deine liebe Frau von mir; ich wünsche, in ihrem Andenken zu leben.

Ewig bis in den Tod

Dein treuer
Hoffmann.

Nachschrift. Lass' unter keinen Umständen unsere vorige Briefträgheit und Kargheit wieder einreiſsen! — Von mir sollst Du wenigstens fleiſsig Briefe erhalten, Du muſst aber auch antworten. Wie wenn es heiſsen wird: „Bamberg, den — Heute wurde eine Oper: die Schärpe und die Blume, aufgeführt u. s. w."

Karl Ludwig von Woltmann.

Geb. in Oldenburg den 9. Februar 1770,
gest. in Prag den 19. Juni 1817.

---

a.

An — — —

Göttingen, den 22. Juli 1799.

Schon seit einigen Posttagen harre ich, theurer Freund, auf frohe Kunde aus Ihrem Hause. Als dem Justizrath Hufeland ein Sohn geboren war, schrieb er blofs: Er ist da! So viel werden Sie mitten in der Verwirrung der Freude und kleiner Besorgnisse, welche doch bei solcher Gelegenheit nicht ganz fehlen, mir auch schreiben können. Es bedarf mein Herz der Kunde vom frohen Geschick eines Freundes, denn unser Wardenburg, welchen ich bei meiner Ankunft schon sehr abgezehrt fand, liegt seit einer Woche völlig darnieder. Ach, er war jetzt in der schönsten Hoffnung, sich eine wohlthätige Hütte für dieses Leben bauen zu können, und unsere Freundschaft ward immer reiner und fester. Zieht ihn sein Fieber, ich fürchte sehr, ein

schleichendes, dem Grabe immer näher: so werde ich hier noch lange nicht aufbrechen. Sonst hoffe ich nach ein paar heitern Wochen, die mir für meine Arbeiten noch fehlen, von hier nach Pyrmont zu gehen, und dann auf ein paar Wochen in das geliebte Oldenburg zu eilen. Wohin ich dann weiter reise, ist sehr ungewifs geworden; denn warum sollte ich in dieser schrecklichen Zeit und unter tausend Gefahren durch Holland, Frankreich und Spanien reisen, wie mein Plan war? Nach Paris käme ich wohl; aber von dort nach Madrid durch bürgerlichen Krieg und Räuberbanden? Meine äufsere Lage ist so, dafs ich bessere Zeiten im südlichen Europa abwarten kann. Holstein, Kopenhagen und Stockholm erscheinen mir auf einmal in einem Lichte, welches meine Sehnsucht erweckt.

Durch die Furcht vor den Russen und vor einer Pest im nächsten Herbste reize ich noch bisweilen unsern kranken Freund, welchem sonst beinahe Alles gleichgültig geworden. Der Moskovitism, sage ich ihm, wird sich nun über Europa lagern; der barbarische Winter hat ihn verkündet; der verabscheuungswürdige Frühling, und der Sommer, welcher sich vom Monat April sein Recht hat nehmen lassen, sind mit ihm im Bunde; eine Pest verschlingt im Herbste das ganze gebildete Menschengeschlecht; sie und Kaiser Paul werden herrschen. Beide werden auch England mit seinem Pitt verschlingen, welcher den Zorn des Himmels durch seine Grundsätze, den Herrscher des Nordens durch sein Gold auf sich gezogen hat. Bei diesen Worten lächelt unser Freund,

denn wie ein tüchtiger Chevalier der französischen Revolution hafst er den englischen Staatsmann wie den Teufel.

In Göttingen schläft der menschliche Geist noch früher ein, als dafs ihn die Pest im Herbst hinwegraffen könnte. An Bürger's Stelle trat Karl Reinhard; Lichtenberg's Kalender wird Girtanner fortsetzen. Mein edler Plank hat in der vorigen Woche sein vortreffliches Werk ganz vollendet, nun wird auch er wohl nichts mehr unternehmen. Die Geschichte ist hier jetzt bloſs Buchstabenwesen, anstatt dafs man bei Spittler's Hiersein sagen konnte, sie sei von einem fremden Geiste besessen. H. kann keinen tiefen Griff thun, und er wird vor Anstrengung, Geschmack zu haben, bald gänzlich ermatten. Sartorius ist höchstens ein historischer Taschenspieler, in Allem, was man an Spittlern tadelte, ein zweiter Spittler. Wie ein historisches Orakel murmelt Schlözer bisweilen noch eine Sentenz, und merkt nicht, dafs höchstens noch Herder seine Orakelsprüche achtet, welcher gern hinter sich die Brücke abwerfen möchte, auf welcher man in das Gebiet der Genialität eingeht. Grellmann ist gemeiner als ein Verzeichnifs vom Aus- und Eingange ungarischer Ochsen in der Statistik. Man hat die Göttingische Akademie zu sehr mit einem Ballaste von Professoren beschwert, aus Furcht, dafs sie sinken möchte; sie kann jetzt nicht leicht segeln. Sie werden sagen, mein Freund, dafs ich einmal wieder die schwarze Seite mit Fleifs nach aufsen kehre; aber was kann ich dafür, wenn das Charakteri-

stische sich nur im negativen Wesen oder in positiven Fehlern findet.

Auf diesem Blättchen Ihres Briefes war auch die Erwähnung des westphälischen Almanachs? wird er poetisch oder prosaisch sein? müssen die Gedichte auf Westphalen Beziehung haben und einen bestimmten westphälischen Geist? etwa ein poetischer Pumpernickel sein, wie Vossens Poesie? Dann wäre der Gedanke des Almanachs vortrefflich.

Das eine Blättchen Ihres letzten Briefes, welches zum Theil für Unger war, habe ich ihm gesandt, aber bis jetzt weifs ich noch nicht seinen Entschlufs deshalb. Auf diesen Sommer und den nächsten Winter sind seine Pressen, seine Leute zum gröfsten Theil und er selbst von der Regierung in Acquisition gesetzt.

Dafs in diesen Tagen doch ja ein recht schönes Glück in Ihr Haus komme! Mit welcher Heiterkeit werde ich dann es betreten, und wie unaussprechlich wäre meine Freude, wenn ich den genesenen Wardenburg mit in dasselbe führen könnte. Leben Sie wohl, mein geliebter Freund.

Woltmann.

b. †

An Varnhagen von Ense.

Prag, den 11. Januar 1816.

Ich hätte Ihnen freilich für Ihr gewichtiges Schreiben vom 22. November noch im vergangenen Jahr danken sollen; aber an Füfsen und Händen

lahm liege ich schon wieder eine geraume Zeit zu Bett. Auch meine Zunge war eine Zeit lang so geschwollen, daſs ich nicht sprechen konnte, und so blieb ich endlich nur in Gedanken und Willen noch rüstig. In diesen werde ich es bleiben für Wahrheit und Freiheit, welche indeſs ein Historiker anders erkennt, als die im Namen des nie lauter gesinnten Merkur lärmenden Leute am Rhein. Ich glaube selbst auch anders als Niebuhr, der bei einem muthigen Schwung der Ideen mit seinem weit ausgeholten und bei furchtbarem Pfeifen oft machtlosen Redestreichen den deutschen Barbaren gleicht, die nach einem langen Schlag mit ihren weitgestreckten und flachen Schwertern sie wieder gerade streichen muſsten, und inzwischen dem Gegner manche verderbliche Blöſse gaben. Wie sehr ist dieses bei ihm der Fall gegen den fast leichtfertigen Schmalz. Wie wenig Consequenz der Begriffe in der fernher tönenden Einleitung, und wie unklug Alles verspielt durch das Zugestehen einer politischen Sekte, die das sein oder jeden Augenblick werden muſs, was er leugnet. Zum Theil hat Schmalz in der zweiten Schrift die gegebenen Blöſsen benutzt. Ich hatte ihn und Niebuhr in einer ausführlichen Rezension für die Jenaer Litteratur-Zeitung zusammengestellt. Sie ist leider zu spät gekommen, da sich schon ein anderer Rezensent mit der Sache befaſst hatte. Wahrscheinlich hätten die Preuſsen mich für unpartheiisch gehalten, wenn ich die ihnen gebührende Freiheit wider Schmalz und seines Gleichen in Schutz nahm.

Von Ihnen ist wahrscheinlich der Bericht über die Hoffnung Preufsens auf die neue Verfassung, welche ich in diesen Tagen im Nürnberger Correspondenten u. s. w. fand. Er ist treffend, alle Partheien berücksichtigend und schonend. Ich freue mich zu glauben, was ich nicht geglaubt habe, dafs der Wille des Königs für die Verfassung eines freien Volkes sei, weil er die Erkenntnifs von ihrer Nothwendigkeit besitzt. Dafs alle Partheiung in der Nähe Hardenberg's aufhöre, ist wahr, wenn dies so viel heifsen soll, dafs er keiner Parthei angehöre. Soll es aber so viel heifsen, dafs er Meister jener Blitze des Verstandes und des Willens sei, wodurch alle Parthei zurückgescheucht wird, so werde ich streben, mich auch dieser Hoffnung zu überlassen, an die ich bisher nicht geglaubt habe. Ich gestehe, dafs ohne den Glauben an diese Hoffnung ich nicht viel auf Verwirklichung der Idee von Freiheit baue, ohne welche die preufsische Macht leicht wie Nebel zerstieben könnte, indem sie sich als eine echt deutsche befestigen will.

Wer schreibt die Bremer Zeitung? Ihre Würdigung des österreichischen Beobachters über die Pariser Verhandlungen ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Kernhaft und edel ist, was wahrscheinlich Sie in der Allgemeinen Zeitung wider denselben gesagt haben. Sein Benehmen und Sinnen stellen die Mäfsigung und billige Klugheit Oesterreichs so sehr in Schatten, als die frechen und hirngespinnstischen Uebertreibungen des rheinischen Mer-

kur die Kraft und Liebe Preuſsens für Sicherheit und Freiheit Deutschlands.

Wie sehr erfreut mich die Aussicht in Ihrem Briefe, daſs der junge Napoleon unter Oesterreichs Obhut der Stifter jener Freiheit werden könne, nach welcher das unglückliche Frankreich so lange vergebens gerungen, und welche die sogenannten Pairs nun gern für ewig dem Scheiterhaufen opfern möchten. Man sagte mir von Verbindungen zwischen französischen und deutschen Demokraten, die vorzüglich Gruner geleitet hätte. Haben dieselben auch jene Tendenz für den kleinen Napoleon, dann Heil ihnen. So könnten Oesterreich und die deutschen Demokraten ja zusammenstehen.

In der Charakteristik Gneisenau's habe ich wiederum etwas vom Sallustius entdeckt, worüber Sie sich nicht beschweren sollen. Ich glaube, noch nichts so Gutes über Sie gesagt zu haben, als wie ich Ihr Talent mit seiner Geschichtschreibung verglich. Knüpfen Sie ja durch ähnliche Charakteristiken meine Einsamkeit an den diplomatischen und politischen Verkehr. Vielleicht ist der ganze Bundestag in Frankfurt zu nichts anderem werth und berufen, als daſs Sie ihn portraitiren. Oder sehen Sie einen Geist in demselben, der für Deutschlands Freiheit warm und einig werden könnte?

Der Staatskanzler sollte Sie doch nicht von sich lassen; in der Krisis, die dem Innern Preuſsens bevorsteht, ist Ihr Stand bei ihm. Was Sie dort wirken können, ist überwiegend gegen den Ge-

winn von Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Deutschland, welche Sie in Carlsruhe freilich fortsetzen können. Auch gehören Sie und Ihre Gemahlin eigenthümlich in den regen geistigen Verkehr der Berliner. Sollten aufserdem trotz der gebildeten Männer, die mit den Heeren zurückgekehrt sind, der zur Bildung einer neuen Verfassung, oder vielmehr der ersten, die Preufsen haben wird, tüchtigen Kräfte so viele sein, dafs man sie nicht mit der gröfsten Sorgsamkeit in Berlin versammeln müfste? Hoffentlich weifs ich Sie bald dort, sobald der wichtige Moment wirklich gekommen ist, und darf Ihnen meine Ideen über eine freie Verfassung, wie Preufsen sie für sich und Deutschland brauchen kann, obgleich ein Nichtpreufse, mittheilen. Das Leben in Oesterreich und das anhaltende Studium der Geschichte, dieses wunderbaren politischen Baues, lehrt mich durch den Kontrast viel für Preufsen. Vielleicht gebe ich schon Einiges von dem, was ich gelernt habe, in politische Blicke und Berichte, die ich bald herauszugeben gedenke, ungedruckte Abhandlungen, zum Theil auch bisher ungedruckte Ideen. Ein wahres Wort von Niebuhr, dafs unsere Zeit zur politischen Bildung unfruchtbar sei.

Fleifsig bin ich Krüppel übrigens nicht sehr. Der sechste Theil meines Tacitus wird in diesem Winter erscheinen. Politische Rezensionen von mir finden Sie in den Jenaischen Blättern. Nicht zum Druck geeignete Memoiren arbeite ich über verschiedene Gegenstände, so wie sie von Oberbehörden in Wien verlangt werden.

Das letzte Novemberstück des rheinischen Merkurs, welches mir die Jenaer mitgetheilt haben. Ladet eigentlich Sie als einen Verbrecher vor das Gericht sämmtlicher Potentaten u. s. w. In der Kritik über Tettenborn hatte ich Ihre Worte angeführt: „der französische Kaiser u. s. w.“ Es ist nämlich von einer Zeit die Rede, wo Napoleon noch französischer Kaiser war, und die Geschichte wird ihn, wenn sie von dieser Zeit spricht, noch nach Jahrtausenden den französischen Kaiser nennen. Jene Leutlein, possirliche Vehmrichter, nennen mich einen Speichellecker des Kaisers, weil sie die Historie nicht buchstabiren können, und wollen dann zugleich darthun, dafs ich kein Geschichtschreiber sei. Wahrlich der Erkenntnifs und der freien Würde ist in den deutschen Trommlern der Freiheit noch viel weniger, als ehemals in den feigsten Jacobinern. Mein Urtheil über Napoleon ist zu Anfang einer Rezension über Lüder's etc. am Besten ausgesprochen. Die alte Frau Nemesis wird auch nicht beherzigt. Ich halte was auf dieselbe, und gut geputzt wartet sie im Schranke auf eine Gelegenheit, zu Ihnen zu kommen.

Indem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl sagen und um baldige freundschaftliche Erwiederung bitten will, sehe ich mich wieder von dem Bundestage befangen. Sollen Stein und Küster als preufsische Gesandte zusammengespannt sein, Jener wie Dieser ohne Hufeisen? oder wie der Nachtwächter von Hamburg, der den Schleicher küssen mufs? Allein Küster wird nicht auf den [illegible]

Stein aufjagt; diese zwei rechtschaffenen Männer sind zwei Extreme, welche nicht zusammentaugen. Verbeugt Friedrich Schlegel sich gut, wenn ihn Albini zu einem Gesandten schickt?

Friedrich v. Raumer hat mich im Sommer zu Prag besucht, ein frischer Geist mit Gelehrsamkeit ohne Prunk und Pedanterie, ein kräftiger Freund der Freiheit ohne allen Factionsgeist. Wir kannten uns zu Berlin nicht; aber in Prag hat mich sogar Manso aus Breslau besucht, welcher so viele Jahre in der Bibliothek der schönen Wissenschaften stand, und hinter dem Repositorium her von dem Bogen seiner Charitinnen Pfeile auf mich abschofs. Irgend einen Verkehr mufs er mit den Grazien gehabt haben; denn er hat eine gewisse Holdseligkeit. Interessirt hat er mich auch; er hat sich jetzt, wie es scheint, auf das beschieden, was er sein kann, und dieses ist ehrenwerth. Wie ehemals Jacobs etc. sein Herz als vortrefflich rühmten, so jetzt Raumer. Ein dritter Breslauer Gelehrter, Professor Passow, hat mich ebenfalls interessirt. So werde ich hier fast mehr durch preufsische Gelehrte erfreut, als zu Berlin selbst. Aber nun endlich, leben Sie wohl!

Ihr

Woltmann.

c. †

An denselben.

Prag, den 11. Juni 1816.

— — —. Ihre Ruhe wider den Herrn v. Hefs hat mich sehr gefreut. In Ihrer Ankündigung Ihrer Geschichte des Wiener Congresses charakterisiren Sie Memoiren, die ein historischer Kopf verfafst, welcher mit seiner Zeit fühlt und denkt. Dem künftigen Geschichtschreiber jener viel wichtigeren Friedensversammlung, als sie es den Erwartungen der Zeitgenossen schien, werden Sie eine Vorarbeit liefern, wie man sie über keinen Friedenscongrefs hat, und bei welcher ihm schwer werden möchte, sie nur als Material zu gebrauchen. Schreiben Sie mir doch etwas Näheres darüber. — Der sechste Band meines Tacitus wird in einem paar Wochen gedruckt sein. Er ist, den Anstand der Bescheidenheit wage ich gegen Sie zu verletzen, gründlicher philologisch über den grofsen Geschichtschreiber, als selbst Justus Lipsius, der einzige Philolog, gegen welchen ich tiefere Ehrfurcht fühle. Haben Sie meinen Tacitus nicht, so werde ich Ihnen ein Exemplar des ganzen Werks übermachen. Ich wünsche, dafs etliche kräftige Stimmen, die nicht zur philologischen Gilde gehören, sich für ihn erheben, gegen das Unsal unserer Litteratur. Die alte Frau Nemesis etc. soll damit erfolgen.

Goethe schreibt mir, dafs er aus der neuen Ausgabe seiner Werke Paralipomena zurückbehalte,

welche zur Erscheinung nach seinem Tode er mir anvertrauen wolle. Noch las ich das Neue in seinen beiden ersten Bänden, auch sein Reiseheft nicht. Es soll mich erquicken, wenn der Druck des Tacitus vollendet ist. Wir wollten diesen Sommer zusammen kommen; ich weifs nicht, ob es geschieht, und wo ich nach einigen Wochen sein werde. Die Briefe an mich gehen vorläufig stets hieher.

In Preufsen scheint eine Entwickelung an der Tagesordnung zu sein, wodurch die Kraftvollsten in Dunkel und Unthätigkeit gesetzt werden sollen. In meiner kranken Abgeschlossenheit nehme ich ungemeinen Theil daran, und weifs keine würdige Stimme in Berlin darüber zu befragen. Theilen Sie mir nach wie vor Ihre politischen Urtheile mit. Sie sind in der Fülle der Thatsachen mit historischem Blick. Was machen Stein, Gneisenau, Gruner? Im Oesterreichischen, wo die bürgerliche Freiheit wie ein Naturproduct wächst, hat sie durch das Glück unserer Tage gleichsam einen neuen Schufs bekommen. Man kann sagen, ein trefflicher Geist wohnt den Habsburgern im Herzen. Auf eine nähere persönliche Bekanntschaft mit Metternich bin ich sehr begierig. Er will mir überaus wohl, und ich glaube an eine lichtvolle Heiterkeit in seinen Ideen und seinem Willen. In welchem Verhältnifs ich in Oesterreich sei, werde ich es ohne politischen Ehrgeiz sein; denn meinen Ruhm mufs ich einmal in der Litteratur und Geschichte suchen.

Lesen Sie nun den dritten Theil der Memoi-

ren des Freiherrn von S — a? Der Leipziger Commissionair des deutschen Museums hat seine Freude an dem Buch, wie er sich kaufmännisch ausdrückt. Trügt mich nicht Alles, so werden diese Memoiren zu einer der Wurzeln, aus welchen unsere Litteratur erwächst. Den besten Dank für Ihre Gedichte, über welche meine Frau mehr an Rahel schreibt, die ich ehrerbietig und herzlich grüfse. Leben Sie wohl, mein verehrter Freund.

Der Ihrige
Woltmann.

Karl August, Fürst von Hardenberg.

Geb. in Hannover den 31. Mai 1750,
gest. in Genua den 26. November 1822.

Der in preufsische Dienste übergetretene Regierungsrath, Doctor Wilhelm Butte, liefs im Jahr 1815 eine Schrift unter dem Titel drucken: „Die unerläfslichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich. Eine freimüthige und prüfende Darstellung der öffentlichen Meinung. Hierzu einige Bemerkungen über das Mifslingen der teutschen Bundesakte." Da dieses Buch durch den nachstehenden Brief des Fürsten v. Hardenberg Bedeutung erhält, so mögen Butte's Friedensbedingungen zuvor hier einen Platz finden. Derselbe will:

1. Frankreich soll zunächst auf seine Sprachgrenze beschränkt werden, namentlich soll es das deutsche Land diesseit der Vogesen und Ardennen (also das ganze Elsafs und Lothringen, sodann die ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun) an Deutschland zurückgeben; das Königreich der Niederlande soll, wo nicht durch die Abtretung der ganzen noch französischen Niederlande, wenigstens

durch die Grenzfestungen Lille und Valenciennes besser geschützt werden.

2. Frankreich soll eine namhafte Kriegskontribution von .... Millionen zahlen, die in das von ihm ausgesogene Ausland in klingender Münze zurückfliefse. Freie, dann reichliche Verpflegung der Truppen, während ihrer in Frankreich erforderlichen Anwesenheit, eine eigene, nicht in jener Kontribution begriffene Umlage zur Aufbringung des Soldes, Herstellung der im Feldzuge schadhaft gewordenen Rüstung aller Waffengattungen, und gute, vollständige Bekleidung aller heimkehrenden Krieger verstehe sich von selbst.

3. Frankreich soll alle seit den Revolutionskriegen in Europa durch Gewalt oder List weggenommenen Kunst- und Wissenschaftsschätze zurückgeben, und das, was etwa davon durch seine Schuld verloren ging, ersetzen; forthin soll die Unverletzlichkeit der jedem europäischen Staate eigenthümlichen Wissenschafts- und Kunstschätze unter die ausdrücklichen Bestimmungen des europäischen Völkerrechts aufgenommen werden.

4. Jene öffentlichen Denkmäler, welche seit der Revolution erfochtene Siege französischer Heere auf eine für die jetzt siegreichen Völker und deren Herrscher demüthigende Weise darstellen, sollen vernichtet; Benennungen an sich nützlicher Anlagen, die der Uebermuth von unglücklichen Kämpfen gegen Frankreich entlehnte, sollen vertragsmäfsig umgeändert und damit wenigstens aus dem Gebrauche des öffentlichen Lebens und des Geschäftsstyls verbannt werden.

Joh. Gotthard von Reinhold.

Geb. zu Amsterdam 1771,
gest. zu Hamburg den 6. August 1838.

J. H. v. Wessenberg liefs als Manuskript einen Nekrolog seines innigen Freundes Reinhold drucken, von dem auch Auszüge in die Allgemeine Augsburger Zeitung (Beilage No. 50. 19. Februar 1839) erschienen, die den Werth und das Verdienst des ausgezeichneten Mannes in ein helles Licht stellen. — Reinhold war für den Handelsstand bestimmt, verliefs denselben, ward Militair, dann Geschäftsträger bei den Hansestädten, 1809 Gesandter in Berlin, woselbst er neun Monate blieb, lebte dann bis 1814 zurückgezogen in Paris, ward Gesandter beim päpstlichen Stuhl und bei dem Grofsherzog von Toscana. Im Jahr 1824 leitete er die auswärtigen Angelegenheiten, kehrte in demselben Jahre nach Rom als Gesandter zurück, 1825 ward er von seiner Stellung in Rom entbunden und fungirte nur in Florenz. 1827 ward Reinhold nach Bern versetzt, 1832 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen, bat jedoch um seinen Abschied und begab sich nach Hamburg, woselbst er starb.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten berichtete an Napoleon über Reinhold Folgendes: „*Il écrit parfaitement le français. Ses dépêches sont les plus remarquables de la correspondence, et elles égalent en correction et en agrément celles de nos plus habiles agens. Sa correspondence pourrait servir de modèle, sous le rapport de la clarté, de la méthode et de la précision.*" Und Kardinal Consalvi sagte von ihm: „*Il ministro dé Paesibassi è il più cortese ed il più capace di tutto il Corpo Diplomatico.*"

Die nachfolgenden Briefe dieses seltenen Geistes gewähren uns ein schönes Bild von dem Manne, bei dem „im diplomatischen Verkehr Offenheit und Redlichkeit stets im Verein mit klarer Besonnenheit und kluger Umsicht wahrzunehmen war." —

---

a. †

An Varnhagen von Ense.

Rom, den 1. Juli 1817.

Vor zehn, zwölf Tagen erhielt ich mit dem Stempel von Mailand Ihren Brief vom 1. Mai, mein hochgeschätzter Freund, und weifs dem Herrn von Eckardtstein Dank, dafs er mich nicht länger darauf warten lassen. Sehr erfreulich war mir dieses Zeichen Ihres freundschaftlichen Andenkens; zugleich als Ueberzeugung von dem meinigen, auf welches Sie nicht vergebens gerechnet haben. Oeffentliche sowohl als Privatnachrichten haben mir verstattet, dem Lauf Ihres Schicksals in diesen letzten Zeiten

zu folgen, und weder Ihre Reisen, noch Ihre Staatsgeschäfte, noch Ihre jetzige Anstellung sind mir unqekannt geblieben, so wenig als Ihre Verheirathung. Nur von den Verhaftnahmen, die Sie mit anführen, weifs ich nichts. Auch Ihrer litterarischen Thätigkeit war ich in so fern nicht fremd, dafs ich wenigstens die Anzeige Ihrer Schriften gesehen, woran mir wider Willen genügen mufste. Ich sehe der Erfüllung der Hoffnung entgegen, die Sie mir eröffnen, dafs Herr v. Eckardtstein mir wenigstens Ihre Kriegszüge mitbringen wird, deren allein Sie erwähnen, ohne der Erzählungen zu gedenken, noch der Geschichte des Wiener Congresses. Letztere jedoch ist vielleicht noch nicht erschienen; auch wunderte ich mich bei der Ankündigung, dafs der Augenblick der Reife für ein solches Werk schon gekommen wäre. Von den anonymen Schriften, deren Sie gedenken, ist mir schwerlich etwas zu Gesicht gekommen, es müfste denn in der Allgemeinen Zeitung gewesen sein; denn der litterarische Verkehr zwischen Rom und Deutschland erstreckt sich nicht viel weiter als auf diese, wenn nicht etwa hie und da ein Reisender irgend eine Novität mitbringt. Die einzige Sammlung, die ich erhalten habe, bestand meistens aus Kinderbüchern, und ich hätte kaum gewufst, was ich zugleich mitbestellen sollte. Von so weit her hat man gern etwas Gewichtigeres, als was blofs zur Befriedigung der Neugier dienen kann, und so lebendig die Theilnahme sei, so mangelt doch die beständige Anregung. Sie haben sich, scheint es, ganz in das Gebiet der Geschichte und Politik

geworfen; ein Feld, das zum Anbau der Talente nie zu viel haben kann. Nicht den unwichtigsten Theil haben Sie gewählt, wenn Ihr Zweck vorzüglich das Wirken auf die Gegenwart ist; ich wünsche Ihren Bemühungen Gedeihn, und ein desto gröfseres, je mehr sie von Besonnenheit und Mäfsigung geleitet werden. Sie gehören zunächst einem Staat an, wo allen denen, die auf seine Schicksale Einflufs zu üben berufen sind, jene Eigenschaften in hohem Grade Noth thun. Mit Vergnügen sehe ich Sie vom Staatskanzler ausgezeichnet, und warum sollten Sie nicht mit dem Ihnen angewiesenen Wirkungskreise zufrieden sein? An Neidern wird es Ihnen ohnehin nicht fehlen; vollends da man Sie immer für einen hinzugekommenen Preufsen halten wird, obgleich Sie der Geburt nach ein wirklicher geworden sind. Die Assimilation der Neupreufsen wird noch lange die schwierigste Aufgabe für die Regierung bleiben, die doch beständig ihr Bestreben darauf richten mufs, wenn der Staat kräftig werden soll. .... Jedoch ich verirre mich in ein fremdes Gebiet, und eile es zu verlassen.

Von Ihrer Gattin habe ich früher viel Schönes gehört; das Schönste sagen Sie mir, nämlich, dafs Sie ihr ihr häusliches Glück verdanken. Diesem, wie allem Guten, was Ihnen der Himmel gewährte, verleihe er Dauer und Zuwachs demjenigen, was dessen fähig ist!

Auch Ihrer Frau Schwester Verbindung war mir bekannt. Sie können leicht denken, dafs ich und die Meinigen die Bande mit unsern lieben Hambur-

gern nicht abgebrochen haben, und daſs diese uns von Allem Bericht erstatten müssen, was sich dort zuträgt. In meines Hauses Innern sieht es noch aus, wie Sie es in Paris gesehen haben; die Personenzahl hat sich nicht vergröſsert, nur sind ein Paar von uns seitdem gewachsen; indeſs die Andern sich begnügen, nicht abgenommen zu haben. Jene werden durch die in Ehren gehaltene Brieftasche und die zierlichen Kunstwerke noch immer an Herrn v. Ense erinnert. So ganz lateinisch, wie Sie voraussetzen, sind sie nicht geworden; dazu wird bei uns zu viel deutsch gesprochen, und unser Verkehr ist weit mehr mit Fremden als Eingebornen. Durchreisende Deutsche sprechen meist bei uns vor und finden eine wohlwollende Aufnahme; auch an deutschen Diplomaten fehlt es nicht, mit denen allen wir auf so freundschaftlichem Fuſse stehen, als ihnen selbst genehm ist. Herr Niebuhr lebt auch hier viel für sich; bis jetzt scheint ihm Rom nicht wie das seinige einzuleuchten, und die römische Geschichte mochte ihm zweihundert Meilen von Rom klarer vorkommen. Vielleicht auch, wenn er sich in Berlin zuweilen nach Rom sehnte, mag er sich jetzt manchmal nach Berlin sehnen. In der Kenntniſs des neuern Roms thut es ihm Herr Bartholdy, der so lange hier war, natürlich zuvor; letzterer hat uns jetzt auf einige Zeit verlassen, um über Livorno nach Ober-Italien zu reisen. Noch ist er als General-Consul nirgends öffentlich aufgetreten. Einen Theil von den Neuigkeiten, die er auftreibt, können Sie in der Allgemeinen Zeitung

unter der Rubrik Rom, Neapel, Mailand u. s. w. lesen. An Herrn von Ramdohr, der früher hier die preufsischen Geschäfte versah, hatte ich einen sehr freundschaftlichen Collegen, obgleich er kein so grofser Gelehrter als Herr Niebuhr, noch ein so grofser Politiker ist als Herr Bartholdy. Er ist seit Kurzem, wie Sie vielleicht wissen, förmlich in Neapel accreditirt, wo er seit Monaten in aufserordentlichen Aufträgen war. Wäre Italien nicht besetzt, so würde ich Ihnen sagen: lassen Sie sich hieher schicken. Rom gewährte Ihnen vielleicht Einiges, was Carlsruhe Ihnen nicht darbietet. Aber die Entfernung vom Staats-Mittelpunkt gefiele Ihnen wohl nicht.

Wir sind mit unserm Aufenthalte ganz zufrieden, was wir freilich mit jedem zu sein trachten würden, der uns einmal festhielte. Man geniefst hier einer Unabhängigkeit, deren man sich in andern Residenzen weniger erfreut; die Römer muthen Einem nicht viel zu, und geniren in gesellschaftlicher Hinsicht wenig oder gar nicht. Mehr wäre in diesem Punkt von den sich anhäufenden Botschaftern zu besorgen, wenn sie anfangen sollten, die Gröfse ihrer Monarchen in wetteifernden Gastgeboten darstellen zu wollen. Ich hoffe nicht, dafs sie uns den Boden, der das Pantheon trägt und die Asche der Scipionen aufbewahrt, verleiden werden.

Sie sind so gütig, sich der Musen an der Elbe zu erinnern. Zwar haben uns diese nicht gänzlich verlassen; aber sie haben von unserm Innern Besitz

genommen und sind dort verstummt, so daſs selten nur ein Ton von ihnen erklingt. Nur bei wenigen besondern Anlässen kommt es dahin; so bei Gelegenheit der Rückkehr der Antiken ertönten sie in Stanzen, die, ich weiſs nicht wie, ihren Weg ins Morgenblatt gefunden. Zu gröſseren Dichtungen mangelt, auſser dem Muthe, die Muſse, und die Gattung der hiesigen Geschäfte verträgt sich so wenig damit, als die Mannichfaltigkeit der Zerstreuungen.

Für die Nachrichten von den gemeinschaftlichen Bekannten danke ich Ihnen. Neumann war auch für uns verschollen gewesen. Nun er Kriegscommissär ist, wird er ja wohl jene damals zu langen Aermel ausfüllen, doch unter der Bedingung, daſs sie nicht für die kurzen zusammenschrumpfen. Gern würden wir Sie beide hier etwas besser bewirthen als zu der Zeit. Wie ist denn Chamisso zum Naturforscher geworden? Hat ihm Ludwig XVIII. — von dem ich noch Ihr gut gelungenes Bildniſs besitze — keine Pairie für die lange Emigration angeboten? Von Steffens habe ich durch Raumer und von der Hagen, die sich eine Weile hier aufhielten, gehört. Hat er die Versetzung nach den Rebenhügeln aufgegeben? Sie werden seine Schrift über das Werden unserer Zeit kennen; ich nur die Anzeige davon. Hoffentlich ist sie nicht von der Art, daſs Adam Müller sie loben wird, wie die des Herrn von Haller.

Sie wollen Georg Kerner's Lebensgeschichte schreiben. Ich, sein Jugendfreund, sehe gern diese

Aufgabe in würdiger Hand, und zweifle nicht, daſs Sie ein Bild aufstellen werden, worin Jeder die reine und schöne Natur, welche in ihm lebte, wieder erkenne. Die Wittwe, meiner Schwester vertrauteste Freundin und mir nicht weniger theuer, hatte uns geschrieben, Herr Justinus hätte die Absicht, eine Biographie seines Bruders herauszugeben, und wolle sich deshalb mit mir in Correspondenz setzen; aber ich habe nie eine Zeile von ihm erhalten. Er ist es vermuthlich, der Ihnen das Werk übertragen hat, das ich weit lieber in Ihren Händen als in den seinigen sehe, aus Gründen, die ich verschweigen will. Wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen, so werden Sie wohl thun, an die Wittwe zu schreiben, und ihr das Manuskript mitzutheilen, ehe es zum Druck befördert wird. Wäre ich nicht zu weit aufser dem Wege, so würde ich um die nämliche Gunst ersuchen. Oelsner, Schlaberndorf, Ebel können Ihnen die interessantesten Materialien liefern, weil sie Kernern in der schönsten Epoche seines Lebens gekannt haben, während welcher er und ich getrennt waren. Es war die seiner Begeisterung für Ideen, welche eine Wiedergeburt der Menschheit zu begründen schienen, und die sich vielleicht in keinem Gemüth reiner ausgesprochen hat. Diese Begeisterung war überhaupt der hervorragende Zug seines Charakters, der sich in so vielen Handlungen der Aufopferung und Selbstverläugnung aussprach, welche sein Leben, vorzüglich in jener Zeit, auszeichneten. Die kindliche Hingebung, die alle sein Thun begleitete, gewann ihm

Aller Herzen; gegen die Revolution verhielt er sich wie Seide gegen Mahomet; er gehörte ihr ganz an, so lange er sie für tugendhaft ansah; von ihren Ausartungen hat sich keiner tapfrer losgerissen, und er war mehr als einmal nahe dabei, ihr Opfer zu werden. So wie in jedem Menschen sich ein Theil der Tendenzen seiner Zeit darstellt, so hat sich in ihm ihr edelstes Streben geoffenbart. Glühende Liebe für das Schöne umgab seine Jugend mit einem strahlenden Glanze; glühender Hafs für das Schlechte adelte sein männliches Alter, aber trug zugleich dazu bei, die Keime seines Lebens zu zerstören. Er ist nicht unwerth, in dieser Hinsicht als ein Ideal aufgestellt zu werden, und gewifs werden Sie in allen Materialien, die Ihnen versprochen sind, die Belege dazu finden. Ich würde Ihnen gern Auszüge aus Briefen mittheilen; aber sie liegen mit meinen Büchern in Hamburg in Kisten verschlossen. Zur Hand habe ich nichts als ein lateinisches *curriculum vitae*, das er im Jahre 1802 dem *Collegium medicum* zu Copenhagen übergab; wenn Sie es nicht haben, will ich Ihnen dasselbe zuschicken. Ich weifs nicht, ob unter den Papieren, welche die Wittwe an Justinus gesandt, sich einige Gedichte von mir, nach Kerner's Tode geschrieben, befinden; wo nicht, will ich sie Ihnen mittheilen; sie enthalten einige Züge seines Bildes, wie es sein bester Freund auffafste, so wie zur Charakteristik ihrer Freundschaft, die in einem vollständigen Gemälde nicht unberührt bleiben darf. Einen einzigen dazu gehörigen Zug, den Sie vielleicht an-

derswoher nicht erhalten möchten, will ich noch hinzufügen. Die Natur hatte ihm ausgezeichnet schöne Gesichtszüge verliehen; in seinen Jünglingsjahren glaubten Viele, in ihm das Bild des Heilandes zu erkennen, wie die veredelte Tradition es darstellt. Späterhin wurde ihm eine grofse Aehnlichkeit mit Buonaparte beigelegt, ehe die Züge des letztern sich vergröbert hatten.

Von Frau v. Jordis haben wir bisweilen Briefe, und wir wufsten von ihr, dafs Sie sich wieder gesehen hatten. Ohne Zweifel war Ihr kriegerischer Ungestüm in friedlichere Formen übergegangen. Die liebenswürdige Frau scheint sich in ihr Schicksal ergeben zu haben; beim Lichte besehen, kann sie es auch; was ihr versagt ist, darin hätte sie ihr Glück nicht gesetzt.

Die Frau v. Humboldt haben wir nicht gesehen, werden es aber vielleicht künftigen Winter, wenn sie von Neapel zurückkehrt. Von wenigen Menschen habe ich, ohne sie zu kennen, so viel gehört. Ich habe mich gefreut, von meinen Kriegsgefährten zu hören. Den General v. Geusau hatte ich in Hamburg wiedergesehen. Von Herrn v. Diemar wufste ich nichts. Also zum adlichen Stallmeister hat er sich hinaufgeschwungen? Der Schwung ist wenigstens nicht zu läugnen.

Wir haben das Vergnügen gehabt, zwanzig Monate die Frau v. Pobeheim und ihre beiden Töchter in Rom zu besitzen. Vor einigen Wochen hat sie uns verlassen, und wird in diesen Tagen mit ihrem Sohne Fränkel in München zusammentreffen.

Den 5. Juli.

Dieser Brief geht erst heute ab, weil ich vernommen, dafs die Mittwochspost nichts hilft.

Interessante Neuigkeiten weifs ich Ihnen nicht zu melden. Vor einiger Zeit glaubte man den Papst *) seinem Ende nah; er hat sich jedoch erholt, nur dafs die vorigen Kräfte nicht wiederkehren wollen. Er sollte immer noch etwas leben; ich wüfste nicht, wo ein besserer herkäme. Seinen ersten Minister **) werden Sie von Wien her kennen; es giebt gewifs nicht Viele an einer Stelle wie die seinige, mit denen in Geschäften so gut zu verkehren ist. Solche Offenheit bei solcher Feinheit ist ein wahres Phänomen.

Sie haben plötzlich einen päpstlichen Nuntius bei sich erscheinen sehen; eine Aufgabe für Ihren Scharfsinn und Spürgabe. Wenn Sie etwas Bestimmtes über seine Sendung erfahren, so möchte ich Sie wohl bitten, es mir mitzutheilen. Ich bilde mir ein, dafs er die Badische Regierung hat bewegen sollen, den verruchten Ketzer Wessenberg aufzugeben.

Fürst Metternich sollte vor einigen Tagen hier eintreffen, hat aber geglaubt, die hohe Braut nicht verlassen zu können, die auch länger schmachten mufs, als berechnet war. Er hat übrigens versprochen, noch zu kommen, wenn's angeht.

Wir haben hier nachgerade eine römische Hitze.

---

*) Pius VII.

**) Kardinal Consalvi.

Möge dieser Brief Sie so warm antreffen, als Ihrem Herzen, und so kühl, als Ihrem Verstande wohl thut!

Meine Frauen empfehlen sich Ihnen. Mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige
Reinhold.

b. †

An denselben.

Rom, den 27, December 1817.

Ihr Brief aus Brüssel vom 19. September, mein hochgeschätzter Freund, liefs mich über Ihren weitern Reiseplan in einer Ungewifsheit, die, hoffte ich, über kurz oder lang irgend ein Zeitungsartikel heben würde. Aber die Gazettisten, wenigstens die mich bedienen, sind schlecht bedient; denn kein einziger hat mir ein Wort von Ihren Kreuz- und Querzügen berichtet, und wer weifs, wie lange ich noch hätte in den Zweifeln verharren müssen, die mich auch Ihnen zu antworten abhielten, wenn es nicht noch Privat-Novellisten neben den öffentlichen gäbe. So habe ich denn eben erfahren, dafs ich Ihnen wieder nach Carlsruhe schreiben kann, und bin zugleich der Schmach überhoben, einen unrechten Titel auf die Adresse zu schreiben. Irgend ein frommer Mann, oder ditto Frau, die mein Bedürfnifs ahneten, haben ihm abgeholfen, indem sie Ihre Reise nach Berlin und dann auch unter Anderm Ihre Ernennung zum Minister-Residenten hieher gemeldet, wodurch sie mir überdies die Freude verschafft, mei-

nen Brief mit einer Gratulation anzufangen. Nun mufs ich Sie wohl als ganz für die gemeinschaftliche Laufbahn gewonnen betrachten, und wünsche Ihnen von Herzen die Ernte vieler olympischen Kränze auf ihr, um sich dereinst stät, nicht in einem fremden und langweiligen, sondern in einem eigenen und angenehmen Carls-Ruhe daran zu laben.

Sehr überraschend war das Datum: Brüssel, mir an der Spitze Ihres letzten Briefes; neu auch war mir, dafs Sie einen so nahen Verwandten in Niederland haben. Ihre wenigen Bemerkungen über die Lage der Dinge daselbst sind lehrreich für mich gewesen. Ich glaube gern, dafs die Spaltung, von der Sie reden, an Ort und Stelle auffallen mufs; aber worauf mufste man mehr vorbereitet sein? Hat man dessenungeachtet aus Zweien Eines machen wollen, so mufs man geduldig den Verlauf der Zeit abwarten, welche in die Berechnung mit aufgenommen war. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dafs Holland nicht vor Belgien schwinden darf; aber wenn die Vortheile, die ihm Seemacht, Kolonien und andere Umstände gewähren, geschickt benutzt werden, so hat es von der gröfsern Ländermasse Belgiens nichts zu besorgen; vollends wenn man erwägt, dafs die belgischen Provinzen, erscheinen sie auch Holland gegenüber als Eines, doch unter einander nichts weniger als Eins sind. Das gröfste Uebel aber und die gröfste Schwierigkeit für die Regierung liegen in dem Nebeneinanderbestehen in diesen Provinzen französischer Laxität und Anmafsung mit altbrabantischem Fanatismus und Starrsinn. Einen Theil der

hieraus entstehenden Folgen kann Niemand besser beurtheilen als ich, in der Lage, in der ich mich befinde, und wo die σοφροσύνη, deren Sie noch in Ihrem letzten Briefe gedenken, mehr als irgendwo unerläfslichste Eigenschaft ist.

In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, werde ich durch ein Geschäft unterbrochen, welches den besten Beleg zu der eben gemachten Bemerkung enthält, und das mich nebenher verhindert, mich so ruhig und gemüthlich mit Ihnen zu unterhalten, als ich gewollt hatte; ich müfste denn diesen Brief acht Tage liegen lassen, weil die Post nur ein Mal die Woche abgeht, — was ich auch nicht will. Also, mein Freund, nehmen Sie mit dem Wenigen vorlieb, was meine Feder im Fluge giebt.

Zuerst meinen Dank für Ihre Geschichte des Tettenbornschen Feldzuges, die ich schon seit einiger Zeit besitze und die ich mit vielem Interesse gelesen habe, besonders den Theil, welcher die Ereignisse auf französischem Boden erzählt, und der mir lebhaft die strategischen Operationen ins Gedächtnifs zurückrief, die ich, manchmal mit beklommener Brust, zur nämlichen Zeit in meinen vier Wänden zu Paris machte. Ihre Schrift wird ein wichtiger Beitrag zur Kriegsgeschichte jenes Zeitraumes bleiben, und ist in dieser Hinsicht etwas mehr als das Motto besagt. (Hiebei fällt mir — *salva comparatione*, würde ein Pedant sagen — meine kleine Marie ein, welche, ohne jenen Spruch und den Thucydides zu kennen, neulich zu ihrer Mutter sagte, die sie, einige Worte singen hörend, fragte, was sie

da sänge: Mama, es ist ein Augenblickslied.) Aber die Wahl ehrt Ihre Bescheidenheit und verspricht ein κτῆμα auf alle Zeit; denn auch eben so gut hätten Sie die Devise wählen können: — *et quorum pars magna fui.* Herr von Tettenborn ist Ihnen in jedem Fall vielen Dank schuldig, daſs Ihre Freundschaft so glücklich sich bemüht, sein Bildniſs schon für die Mitwelt aufzustellen; das Denkmal, welches Sie ihm in den Zeitgenossen setzten, ist auch bis zu mir gedrungen und begründet jenes Urtheil mit. Für die darin fehlenden Züge, welche Sie in die Biographie des Lebenden nicht verweben konnten, wird der Plutarch sorgen, der ihn überlebt.

Herr von Eckardtstein, der Ueberbringer Ihrer angenehmen Gaben, befindet sich seit ein paar Monaten in Rom, wo er von seinem frühern Aufenthalte her sehr bekannt ist, und wo es für seinen Geselligkeitstrieb durch die groſse Menge der anwesenden Fremden reichliche Nahrung giebt. Hiebei fällt mir ein, Ihnen zu sagen, daſs der Maler Navez aus Brüssel die Briefe Ihrer Frau Gemahlin an die Frau v. Humboldt und Herrn Bartholdy vor Kurzem glücklich durch mich eingehändigt hat.

Wiewohl die Engländer überwiegen, so hat es an Deutschen hier auch keinen Mangel. Heute hat Herr Cotta v. Cottendorf sich mit einem Gefolge bei mir gemeldet. Die Hofräthin Herz nebst Fräulein Klein besitzen wir seit einiger Zeit. Die Deutschen halten sich genau zu uns; könnten wir nur, wie die Franzosen sagen, nicht *se mettre en quatre,* sondern *en dix* oder *en cent,* um allen diesen ehrenwerthen

Fremden zu genügen, und den Erwartungen, die sie hegen, zu entsprechen!

Nach dem, was Sie in Ihrem letzten Briefe sagen, scheine ich in dem meinigen über die ewige Stadt mich ein wenig lau ausgedrückt zu haben, und Sie waren nahe dabei mir es ein bischen zu verdenken. Wenn Sie erwägen, dafs ich bereits drei volle Jahre der glückliche Besitzer von Roms Schönheiten bin, so werden Sie vielleicht meinen gedämpften Enthusiasmus entschuldigen. Aber Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie glaubten, dafs ich darum für die Wunder der Kunst und die begeisternden Anregungen dieses Bodens gleichgültig geworden bin. Zwar wende ich nicht, wie Winkelmann von sich sagte, jeden Tag eine halbe Stunde dazu an, über das Glück nachzudenken, das ich habe in Rom zu leben; aber ich weifs deswegen, was Rom mir gewährt, doch nach Gebühr zu schätzen, und ich wüfste nicht anzugeben, mit welchem andern Aufenthalt ich es tauschen möchte. Und wär' ich vollends wie Winkelmann nur hier, um für Kunst und Alterthum zu leben, wer weifs, wie ich alsdann gestimmt sein würde! Lassen Sie sich also durch meine scheinbare Lauheit nicht herabstimmen, und kommen Sie immerhin mit gespannter Erwartung: meine Gleichgültigkeit soll Ihnen nichts verleiden. Ohnehin würden Sie, glaube ich, Herrn Niebuhr einen Dienst erzeigen, ihn abzulösen; denn dieser gute Mann erkennt sich in dieser Heimath Cicero's gar nicht wieder.

Sehr ungern habe ich in diesen Tagen den

[illegible]

Georg Kerner's Wittwe reist im Frühjahr nach Schwaben, und kommt also in Ihre Nähe, was jede Verabredung, Mittheilung von Materialien u. s. w. erleichtern wird. Von ihr werde ich hören, was Sie bereits für Beiträge erhalten haben, und daraus sehen, ob das Wenige, was ich geben kann, darunter ist oder nicht. Ich freue mich Ihrer Bereitwilligkeit, der Wittwe Ihren Aufsatz mitzutheilen; nur meine Entfernung hindert mich, Ihr Anerbieten auch für mich anzunehmen. Aber die beste Freundin ersetzt hierin den besten Freund hinlänglich, zumal begabt mit Einsicht, wie jene ist.

Mit Vergnügen vernehme ich die guten Nachrichten von Ihrer Frau Schwester, der ich mich gelegentlich zu empfehlen bitte.

Meine Frauen empfehlen sich Ihnen. Bei meinem Kleinen erhält das niedliche Taschenbuch des Herrn v. Ense ihn stets in frischem Andenken.

Mit aufrichtigster Achtung und Freundschaft

Reinhold.

c. †

An denselben.

Rom, den 13. Juni 1818.

Ich habe Ihnen, hochgeschätzter Freund, einen angenehmen Brief und eine interessante Sendung zu danken. Letztere wurde mir vor ungefähr acht Tagen; unser Freund Wessenberg hatte sie mir angekündigt, und sie hat meiner Erwartung entsprochen. Der Ihrigen gemäfs, mache ich davon keinen Gebrauch als den besten. Auf die weitere Entwickelung sind die Gleichgesinnten mit mir begierig. Hier sieht man dem Unternehmen mit Argwohn und Abscheu entgegen; übrigens mit dem Entschlufs, nicht zu weichen, verstärkt durch die Hoffnung, das Verbundene zu trennen. Gutes erwarte ich nur von einem ausgedehnteren Verband, zu welchem endlich die Nothwendigkeit treiben wird *).

Mit Vergnügen höre ich von Ihrer mehr als

*) Bezieht sich auf die damals in Frankfurt a. M. begonnenen Verhandlungen deutscher Fürsten und freier Städte über die Angelegenheiten der deutschen katholischen Kirche.

ostensiblen Wirksamkeit, und hoffe, dafs die Früchte Sie und das Ganze über die verspätete Biographie von Mirabeau trösten werden, in welchem Sie wahrscheinlich mehr den Wendepunkt der Zeit, als einen Lieblingshelden aufstellen wollten. Nicht weniger freue ich mich Ihrer Ausflüge in die benachbarten Gegenden und der vielfältigen Anregungen, die Ihnen dort werden. Die königlichen Personen, die Sie mir anführen, habe ich nicht das Glück zu kennen; aber jene beiden Frauen haben auch königliche Würde von der Natur erhalten, die Eine *) an Schönheit, die Andere **) an Geist. Ich könnte wünschen, dafs Sie etwas mehr in Betreff der „unangenehmen Lebenswendung" der ersteren berichtet hätten. Es ist leider die zweite dieser Art; der früheren stand ich sehr nahe; ein billiger Grund zur Theilnahme an der späteren. Ich höre, dafs der Gemahl vom Manzanares wiedererstattet bekommen, was ihm der Main entzogen; gern wüfst' ich, welcher Gott der Frau einen Ersatz aufbewahrte. Was jene andere betrifft, so ist es allerdings schmeichelhaft, zwischen ihr und Ihnen der dritte zu sein; aber meine Forderung, dafs sie mich gleich erkennen sollte, war so ungeheuer nicht, da sie meinen vollkommen ähnlichen Schattenrifs besafs. Ein Lehrer meiner Jugend, auch in Stuttgart, der mich seit meinem zwölften Jahre nicht gesehen hatte und meine Nähe gar nicht ahnete, erkannte mich nach dreifsig Jahren, so wie ich in sein Zimmer trat. Was mich verdriefst, ist, dafs

*) Frau v. Scholz. **) Frau v. Huber.

jene geistreiche Frau an die Galeere der Redaction des Morgenblattes geschmiedet ist, und doch noch zur Ergänzung des Fehlenden Geschichten für Taschenbücher schreiben mufs. Sie sollten die Königin oder den König von Würtemberg auf sie und ihr Verdienst aufmerksam machen, dafs sie sie entweder zur Oberhofmeisterin *des enfans de Wurtemberg* oder an die Spitze irgend eines Instituts stellten. Haben Sie jetzt erst ihre Bekanntschaft gemacht? Sie wissen vielleicht von ihr, dafs die meinige sich auf zwei Stunden unsers ganzen Lebens beschränkt, dafs unsere frühere briefliche Verbindung ein Nachlafs ihres Mannes war, und dafs mit diesem mich innige Sympathie verbunden, obwohl wir einander auf dieser Welt nie gesehen haben.

Der Gedanke an die andere Welt kann mich auf kein anderes Bild zunächst führen, als auf Georg Kerner. Indem ich dieses schreibe, erwarte ich stündlich die Nachricht, ob seine Wittwe wirklich nach Schwaben aufgebrochen ist. Sie werden das Nähere hierüber von Justinus erfahren können. Ich wiederhole, dafs ich gern die Aufstellung eines Ehrendenkmals für den Verstorbenen in Ihre Hände lege, da ich die Arbeit nicht übernehmen kann. Wenn Allen, welche die französische Revolution leiteten, Mirabeau's Verstand zu wünschen gewesen wäre, o hätten Alle, welche sie mit fortbewegten, Georg Kerner's Herz gehabt!

Die nordischen Miscellen sind also nicht ganz zur Makulatur geworden und nicht auf das Exemplar beschränkt, dafs sich davon zwischen meinen

Büchern in Hamburg befindet? Nicht ungern säh' ich einige meiner Blüthen darin wieder, und wie sich die verhüllten Liebeserklärungen darin ausnehmen. Aber davon steht geschrieben:

Der Lenz entflieht; die Blume schiefst in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen!

Frau v. Schlegel habe ich noch nicht kennen lernen. Sie ist einige Tage nach ihrer Ankunft mit einer Frauen-Colonie auf's Land gezogen, nach Genzano, zwanzig Millien von Rom. Sie ist dort von lauter Freundinnen umgeben: Frau Herz und die Fräulein Klein, Härtl und Seitzer. Die Vorletzte kennen Sie wohl von Wien her. Wie schön mufs sie in ihrem zwanzigsten Jahre gewesen sein, da sie in ihrem zweiunddreifsigsten des Malers Overbeck Ideal als Madonna geworden, die er, um sie immer neben der Staffelei zu haben, im Begriff ist zu ehelichen!

Frau v. Humboldt denkt nachgerade an ihren Abzug von Rom, wo sie, glaub' ich, lieber bliebe, als nach London zu gehen. Ihre erste Station wird das Bad von Nocera im Kirchenstaat sein. Sie nimmt einige schöne Kunstwerke mit.

Seit acht Tagen haben wir den Grafen v. Schladen hier sammt seinem zahlreichen Gefolge. Er wird auf dem Schiffe, das ihn von Livorno nach Civita vecchia gebracht hat, über Neapel seinem Ziel, dem Bosporus, zusteuern.

Frau v. Niebuhr schickt sich an, im nächsten Monat ihrem Manne das zweite Kind zu schenken. Letzterer lebt beständig in Erwartung von Instructio-

nen, die nicht ankommen. Hofrath Bartholdy schreibt häufig an den Staatskanzler und an Herrn v. Jordan. Die Römer bedauern, dafs seine Bekehrung nicht vollständig sei. So wie sie ist, meinen sie: *non ha fatto altro che cangiar stanza nel palazzo del Diavolo.* Von Zeit zu Zeit geht noch ein Kunstjüngerlein hier zum katholischen Glauben über. Dazu sollte die Lust eigentlich in Rom vergehen.

Von Lulu Jordis hatten wir kürzlich Briefe durch den sächsischen Major v. Schreibershofen. Sie ist recht krank gewesen, und war noch schwach. Wir haben sie aufgefordert, die Winterluft Roms zu versuchen, und würden uns sehr freuen, wenn sie den Vorschlag annähme. Nichts erneut die hiesigen Merkwürdigkeiten Einem selbst mehr, als sie einem Freunde zum ersten Male zu zeigen. Doch auch ohne das werden sie Einem nicht alt. Wir wohnen nur einige hundert Schritte vom Capitol, und haben den Marc Aurel immer vor Augen; dennoch betrete ich nie die Stelle, an der er steht, ohne ein eigenes Gefühl, und eben so das dahinter liegende Forum, und wie manchen andern Ort innerhalb und aufser den Mauern Roms. Die gröfste Anziehung behalten für mich stets die Spuren des Alterthums; selbst die Meisterwerke der Kunst üben keine so starke. Vor Kurzem waren wir in Ostia. Kein Fleck des Erdbodens vielleicht vermag, ein lebendigeres Bild der Vergänglichkeit zu erregen; nirgends ist das Gefühl der Schwermuth mehr zu Hause als da, wo alte und neue Trümmer neben einander liegen, und auf den Gräbern der Todten aus so vielen Jahrhunder-

ten die Schatten der Lebendigen umherschleichen. Welch greller Contrast hier überall zwischen Vergangenheit und Gegenwart! Nirgends ist die Thätigkeit, welche dem Gegenwärtigen gilt, in gröfserer Gefahr zu erlöschen, und doch darf man sie nirgends weniger einschlummern lassen. Sie werden dies Alles zu vereinigen wissen; ich aber halte ein.

Die Einlage bitte ich unserm Freunde zuzustellen. Ihre Sendung berechtigt mich zur Erwartung von anderen. In Ermangelung Reisender schicken Sie mir mit der Post, was sich dazu eignet; auf etwas Porto kommt es gar nicht an.

Meine Umgebungen schicken Ihnen die freundlichsten Grüfse.

Mit unveränderlicher Gesinnung

der Ihrige
Reinhold.

dl. †

An denselben.

Rom, den 7. November 1818.

Seit dem Empfang Ihres letzten lieben Briefes vom 11. August, habe ich Ihnen, mein hochgeschätzter Freund, nichts zu sagen gewufst, das die weite Reise werth gewesen wäre. Dazu kam, dafs ich bei Annäherung des Aachener Congresses immer mit dem Gedanken behaftet war, Sie würden auch dahin berufen sein; ich meinte tagtäglich, Ihren Namen unter den vielen andern zu lesen, die sich auf dem Wege nach jener gelobten Stadt befanden, oder

sie erreicht hatten. Diese Erwartung ist nun freilich getäuscht worden, und ich nehme daher an, dafs Sie nicht von Ihrem Posten gewichen sind, wo dieser Brief Sie denn hoffentlich gesund und heiter antreffen wird.

Mehreres hat sich in dem Zwischenraume zugetragen und entwickelt. Die badische Verfassung, die Ihr Brief als bevorstehend ankündigte, ist erschienen. Studirt habe ich sie nicht; aber bei der Durchlesung ist mir vorgekommen, dafs sie leicht so gut sei als jede andere. Ich sehe aus den neuesten Blättern, dafs nun auch Hannover an die Reihe will; dort aber wird Mehreres hart abgehen. Preufsens Plane reifen in der Stille. Ich wünsche von Herzen zu Deutschlands Wohl, dafs alle die neuen Schöpfungen sich in der Anwendung bewähren mögen, wozu vor allen Dingen gehört, dafs die Deutschen sich reif und verständig zeigen. Unter dem Mancherlei, was von dorther nach diesen Gegenden herüberhallt, sind auch Zweifel an der Aufrichtigkeit der Regenten und ihrer Minister gewesen; ja mehr; doch dem hab' ich keinen Glauben beimessen mögen. Ueber alles Dieses spreche ich wie ein Blinder zu einem Sehenden. Was aber, mein Freund, haben Sie zu der Ehrenerklärung gesagt, die der König von Baiern dem römischen Stuhl über seine Staatsverfassung zu geben für gut befunden hat? Wie wird man in Deutschland diesen Widerruf aufgenommen haben? Wie die baierischen Nichtkatholiken die Entdeckung, dafs das Religions-Edikt blofs für sie bindend sei? Und werden nicht die Gesand-

ten des Frankfurter Fürstenvereins, wenn sie im Begriff waren, ihren Flug endlich zu nehmen, vor Erstaunen stehen geblieben sein? Gerade die neuesten hier eingetroffenen Nachrichten liefsen uns die baldige Ankunft jener Herren erwarten. Kommen werden sie ja wohl; aber der liebenswürdige Empfang des ersten Ministers (Consalvi) wird ihnen die ungünstige Stimmung des Hofes nicht lange verhüllen. Schon das Verhältnifs, worin Letzterer zu dem badischen Hofe steht, versetzt sie in eine unbequeme Stellung. Sie könnten vielleicht gar hier zusammentreffen mit der Bekanntmachung einer Gegenschrift, wovon seit längerer Zeit die Rede war, die auch fertig sein mufs, aber immer noch das Licht nicht sieht, so dafs Einige glauben, sie sei dem Nuntius nach München zur Vertheilung mitgegeben worden. Ich sehe bei alle dem die Möglichkeit nicht ein, dafs der Versuch, sich zu verständigen, gelinge. Die Hannoveraner, die unter den günstigsten Umständen ihr Werk begannen, sind nach achtzehn Monaten nur so weit gekommen, dafs sie vor Kurzem ihrer Regierung diesseitige Anträge eingeschickt, welche sich von den bisher geäufserten Grundsätzen und Forderungen Jener noch sehr weit entfernen. Preufsen fährt fort zu temporisiren, und wird wohl am besten wissen, wann Zeitgewinn anfängt das Gegentheil zu werden. Ja, der Augenblick scheint heranzunahen, seitdem der Staatskanzler Herrn Bartholdy nach Aachen berief, um sich mit ihm, wie er sich in eigenhändiger Zeile ausdrückt, über mehrere Gegenstände zu besprechen; hierunter sind nun ohne

Zweifel die Verhältnisse mit Rom, das römische System u. s. w. gemeint: Dinge, die Jener so lange an Ort und Stelle beschaut, berochen, betastet, kurz durch alle Sinne in sich gesogen hat. Herr Niebuhr seinerseits wird auch nicht vergeblich so viel chiffrirt haben, oder durch die Herren Brandis und Bunsen haben chiffriren lassen (Letzterer, ein Philologe, der nach Asien reisen wollte, sich aber unterwegs in Rom mit einer Engelländerin verheirathet hat, ist auf Herrn Niebuhr's Vorschlag kürzlich zum Legationssecretair ernannt worden, an Brandis Stelle, der, ehe er zu seiner Professur nach Bonn abgeht, mit dem Professor Bekker die Bibliotheken Italiens bereist, und sich jetzt zu Monte Cassino befindet). Ich glaube nicht, dafs diese gesandtschaftlichen Berichte die Hoffnung, hieselbst mehr als Andere auszurichten, verstärkt haben werden. Die natürlichste und vernünftigste Folge von Allem wäre, dafs der deutsche Verein sich dagegen durch den Beitritt von Preufsen und Hannover verstärkte, und alle nichtkatholischen Regierungen Deutschlands gemeinschaftlich handelten.

Herr Niebuhr ist vor Kurzem Vater einer Tochter, seines zweiten Kindes, geworden, und der Gelehrte scheint, wie Jener beim Tasso, ein wenig

. . . . . *invilito*
Negli affetti di padre e di marito,

wobei der Mensch und die Zufriedenheit eher gewinnen, als einbüfsen. Er lebt sehr zurückgezogen, und die hier sich einstellenden Landsleute und ihre Aufwartung sind für ihn mehr Gegenstände der Ehre

als des Vergnügens. Jetzt befinden sich darunter ein Graf Magnis, Graf Schaffgotsch, von Heymert, Oberbergrath Charpentier u. s. w.

Die Frau v. Humboldt macht keinerlei Anstalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für sich. Die Verhältnisse ihres Mannes haben sie sehr verstimmt; auch leidet ihre Gesundheit. Ich möchte wissen, wie man in Preufsen überhaupt die Einschiebung des Grafen v. Bernstorf ansieht.

Wir besitzen stets Frau Herz und Frau Schlegel; jene eben so protestantisch, als diese katholisch, sich aber unter einem Dache vertragend. Letztere habe ich zufällig noch nicht kennen lernen. Sie fragen, ob Overbeck auch katholisch sei? Ja freilich; seit mehreren Jahren und so heifs, dafs man schon einen Mönch und künftigen Heiligen in ihm sah. Seine Selbstkasteiungen haben nun eine andere Gestalt angenommen; denn seit einigen Wochen ist Fräulein Härtl seine Frau; allerdings eine schöne weibliche Erscheinung, nur, besorg' ich, an Ansprüche gewöhnt, deren Nichtbefriedigung sie drükken wird. Sie leben einsam in einem sehr entlegenen Theile der Stadt, und bewohnen ein Haus, wo Overbeck einige Zimmer mit Frescobildern schmükken soll. Leider lohnt ihm diese Arbeit sehr wenig. Zu den Erzkatholiken gehören unter andern die Herren Veit, Söhne der Frau Schlegel. Die Bekehrung der hier ankommenden jungen Deutschen machen sich noch immer mehrere fromme Personen zur Pflicht. Als Gegenmittel hat Herr Niebuhr sich einen Prediger vom König ausgebeten, der ihn zu-

gesagt hat. Den Anlafs gab zunächst die Lage, in der sich der Graf von Ingenheim hier befand, und zu dem, als er sterbend lag, sich allerhand Bekehrer zu schleichen versuchten, wiewohl ohne Erfolg; doch über die Geschichte dieser Versuche ist der König sehr aufgebracht gewesen. Einen russischen Legationssekretair, der nicht so gut bewacht war, haben sie vor einiger Zeit auf seinem Todbette umgarnt. Dafür ruht er nun in einer Kirche, statt bei der Pyramide des Cestius.

Mich verlangt, ob Sie mir in Ihrem nächsten Briefe die Frau Cruikshank aufführen werden, auf die Sie mich vorbereitet haben. Ja wohl, warum soll man's nicht immer auf's Neue versuchen? Die selige Frau von Staël dachte auch so, und da sie dem Geliebten nicht treu zu bleiben vermochte, blieb sie es der Liebe, der zu Lieb die Geliebten denn doch eigentlich nur da sind, und so war die *constance dans l'amour* gefunden, die sie nebst der *durée de l'enthousiasme,* für die Bestandtheile der höchsten Glückseligkeit auf Erden erklärte. Denen, die ich liebe, gönne ich übrigens lieber, als ein solches Geschick, das, wenn auch nicht günstige, Schicksal der guten Lulu, die wenigstens mit freiem Blick zum Himmel aufschauen kann. Diesen Sommer schickte sie uns einen Empfohlenen zu, durch welchen wir sie auffordern liefsen, sich selbst uns zu bringen; seitdem aber hörten wir nichts von ihr.

Gestern verliefs uns der König von Neapel, der uns vierzehn Tage beglückt hat, uns manches Gala

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Fr. August von Stägemann.

Geb. in Vierraden den 7. November 1763,
gest. in Berlin den 17. December 1840.

Wie weit Du steigst, es endet doch: „Hier liegt,"
Und „Staub zu Staub" beschliefst das schönste Lied.
Stägemann an Dorow. 1836.

Es wird gewifs noch sehr lange dauern, bis eine erschöpfende und zufriedenstellende Biographie von Fr. Aug. von Stägemann erscheinen kann; die Darstellung seiner Wirksamkeit ist eine Geschichte der Entwickelung der preufsischen Administration seit dem Jahre 1804. Grofsentheils wurde er bei allen innern Angelegenheiten des Staats zu Rathe gezogen; er besafs das Vertrauen der Staats-Ministers von Stein, Fürst von Hardenberg und Graf von Lottum. Der Abrifs seines Lebens und seiner Wirksamkeit erschien in den Berliner Zeitungen vom Februar 1835 bei Gelegenheit der Feier seines Jubiläums; seine Nekrologe, welche zum Theil jetzt in den öffentlichen Blättern gelesen werden, sind unvollständig, mager und dürftig. Es herrscht ein Zwiespalt darin; soll der Dichter, der Staatsmann oder soll die liebens-

würdige Persönlichkeit mehr hervorgehoben werden. Stägemann's wahre, tiefste Ansichten über Politik, Staatsverfassung und Religion müssen jetzt wohl unberührt bleiben, sie sind niedergelegt in seinen Briefen, theils an seine Gattin, theils an die vertrauten Freunde Justus v. Gruner und Oesterr; sie werden hoffentlich der Nachwelt nicht verloren gehen, und man wird Stägemann von einer wahrhaft glänzenden Seite daraus kennen lernen; sie werden uns auch am deutlichsten den Standpunkt zeigen, auf welchem der preussische Staat in den Jahren 1818—1830 sich befand. Offener und liebenswürdiger — ja rücksichtsloser — kann man selbst über die wichtigsten Gegenstände der Politik und Administration nicht schreiben, als es Stägemann in diesen Jahren that! Er konnte, er durfte aber auch freimüthig seine Ansichten damals aussprechen, seine wahre Herzensmeinung sagen; er fand dabei seine Stütze, seinen Schutz in dem Fürsten von Hardenberg. Die Briefe aus späterer Zeit athmen einen andern Geist!

Wie Goethe über ihn als Dichter urtheilt, haben wir bereits in diesem Bande Seite 112 gelesen; auch Varnhagen hat ihn als solchen in der Beurtheilung der Kriegsgesänge geschildert *). In Varnhagen's: „der Wiener Kongreſs" heiſst es von Stägemann: **) „Der Geheime Staatsrath Stägemann em-

*) Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Hamburg 1833. S. 613 ff.

**) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. Neue Folge. 1. Bd. Leipz. 1840.

pfing ich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigene Tüchtigkeit wie auf alles Beste der vaterländischen Ueberlieferung gegründeten Manne bis in späte Tage glücklich verblieben ist. Der Verein so entgegenstehender Eigenschaften, wie dichterischer Schwung und strenge Geschäftsverwaltung sind, führt in Preufsen auf das Beispiel Friedrichs des Grofsen hinauf, und kann hier in der That schon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poesie Stägemann's aber quoll stärker und frischer, als die des Königs in seiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte besonders die preufsischen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichterisch begleitet worden. Dafs aus aller Last der Geschäfte bei ihm die Muse sich frei empor rang, wufste man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob, wie der Krieg, nicht auch der Kongrefs zu Gedichten Gelegenheit sein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poesie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte schwer zu wählen und die rechte erst nach der, welche der Gegenstand selbst annehmen werde, zu finden sein."

Durch die in den nachfolgenden Blättern gemachten Mittheilungen sollen allein nur Bausteine zu der künftigen Charakteristik des ausgezeichneten Mannes beigebracht werden. Die Gedichte gab mir Stägemann zur freien Verfügung, wenn es von ihm heifsen würde: „Staub zu Staub." Diese Gedichte sind von Wichtigkeit zu seiner Beurtheilung; sie

enthalten sein politisches, sein religiöses Glaubensbekenntnifs! Das Kriegslied dichtete Stägemann in Wien im December 1814, wie solches, von seiner Hand geschrieben, vorhanden ist: später liefs er es jedoch, völlig ungeändert und kaum mehr kennbar, in den historischen Erinnerungen Seite 183 als in „Wien im März 1815" abgefafst, abdrucken. — Von „Unsere Zeit" findet sich hier ein Abdruck nach dem von Stägemann zuerst im Jahre 1820 niedergeschriebenen, nach Königsberg in Preufsen an Karl Gottl. Bock gesendeten Manuskript. Es bezieht sich auf Fr. Schlegel's Verse: „Unsere Zeit", welche in der von Fr. Schlegel herausgegebenen Zeitschrift: Concordia Seite 71 stehen. Mit Auslassungen und Umänderungen findet man dieses Gedicht gleichfalls in den „historischen Erinnerungen S. 281." — In einer Kirchenzeitung erschien eine harte Kritik des „Berliner Musenalmanachs für das Jahr 1830", und namentlich ward das Gedicht „Am Bufstage" bitter getadelt; dasselbe war von einer Frau, welche unter dem Namen Karoline uns mit lebensfrischen, trefflichen Poesieen beschenkt hat. Stägemann nahm sich der tief Gekränkten an, und machte die „Apologie der unbufsfertigen Karoline." Das Gedicht „Zum 6. April 1838" ist nur als Manuskript zur Vertheilung bei einem Feste gedruckt, welches in Berlin zur Erinnerung desjenigen Tages gefeiert wurde, an welchem vor sechszig Jahren Friedrich der Grofse in den Krieg zog, um Baierns Selbstständigkeit zu erhalten.

Der Briefe können jetzt leider nicht viele ge-

geben werden; ist der Inhalt auch gerade nicht bedeutend, so lassen sie doch einen Blick in das Innere des Schreibers thun, geben eine Probe seiner Schreibart, und werden vielleicht Veranlassung, aufmerksam zu machen, damit die gewifs noch vielfach zerstreut liegenden Briefe des einflufsreichen Mannes gesammelt und erhalten werden. Dieser wichtige Gegenstand sei der allgemeinsten Beachtung dringend empfohlen. Der Brief a. bezieht sich auf das von Varnhagen von Ense verfafste Buch über Sachsens Verhältnisse: Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preufsen. Leipzig 1814. (Stuttgart und Tübingen, bei Cotta.) Der Brief c. ist historisch von Wichtigkeit; ein *Fac simile* dieses merkwürdigen Briefes erschien im dritten Hefte der von mir herausgegebenen „*Fac simile* von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Berlin, L. Sachse etc. 1837. 4." Herr v. Stägemann, der seine Absicht mit der Herausgabe der „Acht lyrischen Gedichte zur Erinnerung an die Jahre 1830, 1831, 1832", so allgemein verkannt sah, die bittersten Angriffe — am heftigsten vom Grafen Aug. v. Platen-Hallermünde — deshalb öffentlich erdulden mufste und darüber sehr bekümmert war, sprach öfters mit mir über diesen Gegenstand, ergriff gern die durch Herausgabe der *Fac simile* sich darbietende Gelegenheit, einige Worte zum richtigen Verständnifs dieser „Polen-Lieder" öffentlich zu sagen, und schrieb mir zu diesem Behufe den hier mitgetheilten Brief.

Kriegeslied.

Wien im December 1814.

Es schläft sich süfs an süfser Brust
Im schwanenseidnen Bett,
Und lieblich klingt von Lieb' und Lust
Irenens weich Sonnett.

Die Palme schmückt des Helden Haupt,
Die Kronen edler Glanz.
Und dich, mein Lied, auch dich umlaubt
Cyanenblauer Kranz?

Du gürtest ab Dein muthig Schwert?
Du schnürst den Harnisch los?
Auf! wieder auf, mein Kriegsgefährt,
Von Mägdleins weichem Schoos.

Die Fahnen Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt' Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluck
Und hier ein Jesuit —
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht:

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geschreis:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unsrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! auf, Lanzespfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben sie! Geschoſs Apolls,
Verkünd' es durch die Gaun!
Was sie geschürzt, das Eisen solls
Auf ihren Kopf zerhaun.

Auf, Brandenburgs glorreicher Stamm!
Der Pommern starke Faust!
Auf, Preuſsens Flut, die durch den Damm
Wie sturmgeflügelt braust!

Hie teutsches Schwert, und Freiheit hie!
Dort Frankreich und Tyrann!
Des Rheinbunds Ketten dort, und die
Erträgt kein teutscher Mann!

Auf teutschen Thronen kein Satrap,
Dem freien Volk ein Fluch!
Und, spielend mit dem Fürstenstab,
Im Rathe kein Eunuch!

Besudle nicht die Lippen, Lied,
Mit Namen voller Schimpf!
Hinaus ins Feld, wo Lorbeer blüht,
Aus tückischem Gesümpf!

Und stehn wir nur auf uns gelehnt — —
Ein Felsenphalanx steht!
Heran, ihr Wölfe, goldgezähnt!
Vorn Priester und Prophet!

Heran, von schmachgefleckter Zucht,
Ihr Eber von dem Lech!
Und ihr, die zwanzig Jahre Flucht
Nicht fromm gemacht, nur frech.

Es brennt die Welt! auf, wälzt sie fort,
Die ungeheure Glut!
Den Fluchgedanken Brudermord
Erstickt in Bruderblut.

Ihr habt die Fackeln kühn getaucht
In Höllenflammen, kühn!
Wie Copenhagen ewig raucht,
Soll Friedrich's Sitz euch glühn.

Ja, glühn — er wird es — von der Glut,
Die sich in Toden löscht,
Und zischen wird's, wenn euer Blut
Des Mordbrands Fackeln wäscht.

Wir schreiten kühl, mit Blitzesstahl
Zerspaltend Helm und Schild!
Erkling', in Morgens goldnem Strahl,
Erklinge, Memnon's Bild.

Unsere Zeit.

An Friedrich Schlegel.

Siegeslied ist oft erklungen
Aus der gottergriffnen Brust
In den Gauen teutscher Zungen,
Unserm Volk zu Ruhm und Lust.
Denn, wo Gottes Geist gewaltet,
Hat sich Licht und Lied entfaltet,
Gottes innen sich bewufst.

Siegeslied wird oft noch klingen;
Denn die Zeit ist nicht vollbracht.
Uns zu Füfsen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff und Folter
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat gesprochen,
Denn die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längst verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Papst und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, besprützt Gemüther,
Scheu nur vor der Geister Glut.

Doch den Funken zu erdrücken,
Haucht sie, wo sie athmet, Tücken,
Geifert, wo sie kreucht, nur Blut.

Haltet Wacht! denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Husse links und rechts.
Aus versunknen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern,
Noch der Märtyrer Geächz.

Heil Dir, Königsburg der Preufsen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heifsen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Schwirrt um Deine goldnen Zinnen
Eulenflug der Nacht, und innen
Wankt des Wahnes grau Gespenst?

Denkmal herrlicher Triumphe,
Nein! die Finsternifs entflieht,
Die, erzeugt in Isters Sumpfe,
Deine Stralenstirn umzieht!
Und den edlen Aar begleiten
Siegeskläng' aus neuen Saiten,
Wenn sein Antlitz sonnen glüht.

Heil und Leben Kaiser Franzen!
Seines Reichs Chinesen nur *)
Woll' Er nicht zu uns verpflanzen,
Auszurotten Friedrichs Spur.

*) Siehe: Concordia S. 395.

Adam Müller, Genz und Werner,
Schlegel, Haller und so ferner,
Blühet frisch auf Oestreichs Flur!

Uns verkünde Du, o Wahrheit,
Was der Herr und Meister spricht!
Du entzünd', o Geistesklarheit,
Uns Dein evangelisch Licht!
Heldenthum, dess Spor nur klinget,
Weisheit, die nur Messen singet,
Herr und Meister, gieb uns nicht!

Gieb uns, dafs wir froh vollbringen,
Was wir ernst durch Dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geist der alten Nacht!
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell, in Tages Pracht.

Apologie der unbussfertigen Karoline.

An ihren Bufsprediger in einer Kirchen-Zeitung.

Du fällst, ein heiliger Verdreher
Der nassen Augen, auf Dein Knie,
Und dankst dem Gott der Pharisäer:
Dafs Du nicht worden bist wie sie;

Dafs Dich der Schweif des Widersachers
Noch heftig in den Nacken schlägt,
Indefs der Arm des Weltbewachers
Sie unter Engelsfittig legt.

Dich wäscht von angebornen Tücken
Der Bufse Schwefelbad. — Ach nein! —
Sie saugt des Lebens süfs Entzücken
Aus tausend Blumenkelchen ein.
Verfolgt von zornesrothen Blitzen
Stehst Du vor ewigem Gericht;
Herab auf sie von Sternensitzen
Glänzt nur der Gnade Angesicht.

Wenn Du den Holzstofs anzuzünden,
Die Flammenzunge gierig leckst,
Den Purpur mit den stummen Sünden
Des Ohrenbläsers frech befleckst,
Dann, ihre Brust voll Nachtigallen,
Wallt sie durch Lenzes Blüthenhain,
Und tritt in ihres Friedens Hallen,
In ihres Himmels Wonnen ein.

Unheiliges Geschlecht der Jünger
Des Loyola! wie wohl ihr schlecht
Euch evangelisch nennt; die Ringer
Der Wahrheit sind nur Licht und Recht.
Ihr leuchtet — mit der Feuerplage
Des tiefsten Höllenpfuhls. Ihr sprecht
Dem Sünder mit der scharfen Frage
Der Teufelskrallen ewig Recht.

Du aber samml' uns, Karoline,
Von Blumen, roth und weifs und blau,
Wie mit der Kunst der süfsen Biene,
Des zarten Liedes reinen Thau,
Und steig' hinauf zur Frühlingsfeier
Aus dumpfen Wänden, drin es stockt,
Steig' auf zu dem, dem Deiner Leier
Anbetendes Idyll frohlockt!

Zum 6. April 1838.

Sechszig Jahre sind's, ihr Baiern,
Seit der Held sein Schwert gezückt,
Seit der Brennen-Aar den Geiern
Ihren frechen Raub entrückt.
Werdet ihr's in Tempeln feiern?
Habt ihr euch zum Fest geschmückt?

Jene Tage sind entflohen,
Und der Mönch mit frevler Hand
Wirft des Hasses düstre Lohen
An des Rheins Gut-Edel-Wand;
Und ein Nacht-Rab auf dem hohen
Isar-Thurm durchheult das Land.

Mönche, weg! weg, Undankbare,
Die des Unheils Saaten streun,
Und der Zwietracht Schlang' im Haare,
Weit umher Verderben dräun,

Um den Kampf der dreifsig Jahre,
Und den Tilly zu erneun! *)

Wir, ein Brudervolk, verbunden
Um Altar und Thron gereiht,
Palmen um das Schwert gewunden,
Denken freudig jener Zeit.
Nicht verweht im Flug der Stunden,
Heifst ihr Nam' „Unsterblichkeit!"

Seht! vom goldnen Sternen-Saale
Neigt ein Schatten, heldenächt,
Sich herab zu unserm Thale,
Friedesegnend sein Geschlecht,
Segnend mit dem Sonnenstrahle
Seines Schildes: Licht und Recht.

Sammelt euch um Friedrich's Manen,
Söhne Preufsens, fort und fort!
Hört das Rauschen seiner Fahnen,
Hört des Königs ernstes Wort!
Um den Thron der Helden-Ahnen
Sammelt euch, um euren Hort!

Und vor Allem ausgerüstet
Mit des Lichts Geschossen seid
Wider den, der antichristet,
Diesen finstern Geist der Zeit!

---

*) Siehe insonderheit die Würzburger Zeitung, wider welche die Bundesverhältnisse vergeblich aufgerufen sind.

Wehe, wenn ihr, überlistet,
Ihm die Waffen streckt im Streit!

Niemals! schallt herab vom Throne
Zu des Volks bewegtem Chor.
Niemals! schallt mit Siegertone
Tausendstimmig Thron-empor,
Frei vom Geisteswahn, vom Frohne
Falscher Sazung, wie zuvor.

Schwebe von der Saar zur Dange,
Liedes-Fittig, ausgespannt!
Friedrich's Heldenhaus empfange
Seiner Treuen Herz und Hand.
Ruft es bei Posaunenklange!
Wiederhall' es, Vaterland!

---

a.

An — — in Dresden.

Wien, den 16. December 1814.

Der Herr Staatskanzler hat verschiedene Schriften verfassen lassen, die sächsischen Angelegenheiten betreffend, unter andern eine mit dem beigefügten Titel, die Herr Cotta aus Tübingen, der sich hier aufhält, verlegt und in Leipzig drucken läßt. Er

findet aber bedenklich, weil er ein würtembergischer Unterthan ist, seinen Namen dazu herzugeben, und nach Leipziger Censurgesetzen ist in solchem Fall eine besondere Erlaubniſs sowohl zum Drucke als zum Verkauf erforderlich. Es ist heute nicht möglich, den Herrn Staatskanzler mit der Sache zu behelligen; ich erlaube mir daher ganz ergebenst, Sie um gefällige Besorgung des Imprimatur freundschaftlichst zu ersuchen, und füge zugleich den Brief von Cotta an Kummer in Leipzig bei.

Wir sind jetzt in einer Krisis. Man giebt aber gegenseitig nach und die Sache wird sich hoffentlich bald enden.

Die Schmähschrift Sachsen und Preuſsen soll ja Sartorius aus Göttingen verfaſst haben. Er war noch vor Kurzem hier.

Ich empfehle mich Ihnen auf das Ergebenste

Stägemann.

b.

An den Kriminal-Direktor Dr. Hitzig*) in Berlin.

Berlin, den 10. November 1825.

Schulz hat mir von Ihretwegen, verehrungswürdiger Freund, die Anlage gegeben, an der ich jedoch nichts weiter zu ändern gewuſst, als daſs ich mich, der Wahrheit gemäſs, zwei Monate jünger gemacht habe. Ich bin übrigens der Meinung gewe-

*) Hitzig gab damals „das gelehrte Berlin" heraus.

sen, dafs ich in ein Gelehrtes Berlin gar nicht gehöre, da ich in die Musen-Almanache ganz zufällig ohne mein Wissen durch die Güte einiger Freunde gekommen bin, und hoffentlich kein Mensch diese Verse gelesen hat. Wegen der Kriegsgesänge bin ich zweifelhafter. Mein Hauptbedenken ist jedoch, dafs ich für einen Gelehrten, wenn gleich nur für einen gelehrten Berliner, gelten soll, während unsere erhabensten Staatsmänner, deren Weisheit doch wesentlich auch Gelehrsamkeit sein sollte, in dem Verzeichnifs fehlen werden. Was die am Schlufs berührte Staatszeitung betrifft, so scheint nur das, was mich angeht, in einen mich betreffenden Artikel zu gehören, und den Verfasser von Tornister-Lieschen würde es mit Recht verletzen, wenn er, der so Vieles geschrieben, neben Jemand genannt würde, der so wenig Gedrucktes geschrieben; Geschriebenes freilich mehr.

Könnte mich in Bezug auf die Kriegsgesänge nicht das Factum heraushelfen, nämlich aus dem gelehrten Berlin, dafs ich sämmtliche Exemplare beider Auflagen, da ich sie auf eigene Kosten drucken lassen, an mich genommen und vernichtet habe? Doch *salvo meliori.*

Unter Versicherung der freundschaftlichsten Hochachtung mich angelegentlich empfehlend.

Stägemann.

c.

An Dr. Dorow in Berlin.

Berlin, den 10. April 1832.

Daſs ich Ihrer Bedenken gegen meine polnischen Anti-Messeniennen gewärtig gewesen bin, theuerster Freund, haben Sie schon in meinem Vorworte gelesen. Die Unternehmung eines unterdrückten Volks, seine Fesseln gewaltsam zu lösen, wird überall und zu allen Zeiten die Gemüther bewegen und die Dichter zu Gesängen entflammen. Ich habe in frühern Tagen die Araukaner besungen. Aber von dieser edlen Art ist die deutsche Theilnahme an der Sache der Polen nicht; man müſste die Augen absichtlich verschlieſsen, um nicht gewahr zu werden, daſs unsere sogenannten Notabilitäten, zu deutsch Oberflächlichkeiten, nur die Triumphe verkündigten, die sie über die vaterländischen Regierungen zu feiern erwarteten. Diesen Triumphen, nicht den Niederlagen der Polen habe ich mein Pereat gebracht. Mit den Polen, die mir nichts zu Leide gethan haben, bin ich schon durch meine Frau befreundet, deren Vater in Kowno geboren war und in Mohilew begraben liegt; auch hat mich der Warschauer Aufruhr nur im ersten Moment erschreckt, weil den Insurgenten eine russisch-disciplinirte Armee zu Gebote stand, mit der sie die altpolnischen Provinzen Ruſslands in Bewegung bringen und einen allgemeinen, unheilvollen Krieg herbeiführen konnten; da man sich jedoch hierüber bald beruhigen durfte, der wohlbekannte Reichstag die Geschäfte übernahm und

die Verheifsungen der republikanischen Faction in Paris sich auf ein Charivari beschränkten, was die Zeitungsschreiber den Russen und Preufsen brachten, so war eine frühe Beseitigung des ganzen Lärms keinen Augenblick zu bezweifeln. Ein Vaterland übrigens, *cujus rei tanta est vis, ac tanta natura, ut Ithacam illam, in asperrimis saxulis, tanquam nidum, affixam, sapientissimus vir immortalitati anteponeret,* haben wir doch auch, wie die Polen, und soll Eins von Beiden untergehen, darf es doch vergönnt sein, für das unsere zu kämpfen und zu dichten. Nächstens mehr und mich angelegentlich empfehlend.

Totus Tuus.

Stägemann.

d.

An denselben in Königsberg in Pr.

Berlin, den 9. März 1835.

Mein liebster Dorow!

Prosit das neue Jahr, und nun, wie Buchholz sagt, zur Sache:

Die Cottaschen Papiere habe ich erhalten, und werde davon weitern Gebrauch machen. A. v. H. beharrt darauf, Herrn v. Cotta einen Orden zu verschaffen. Da der König auf den Antrag der Minister die Verleihung versagt hat, so mufs noch ein anderer Weg gefunden werden. Die Versagung Sr. Majestät basirte sich auf der Allgemeinen Zeitung, und auf einem, wie mir geschienen, nicht ganz richtigen Grunde, wenigstens einem für Herrn von Cotta unschuldigen Grunde. Mein mir unerwartetes Jubiläum hat mich

in grofse Privatverwirrung gebracht, da es mir ganze Tage, ich möchte sagen Wochen, von meinen Dienstarbeiten entzogen hat, und noch lange bin ich nicht mit meinen Gegenbesuchen und Danksagungsschreiben für empfangene Gratulationen fertig. In der That hat mich der Antheil des Publikums an der von meinen Freunden mir bereiteten Gunst und Ehre überrascht, da von meinen amtlichen Mühen doch nur meine Registratoren und Kanzellisten genaue Kenntnifs erhalten. Dafs ich bei den vielen Schmausereien, die noch nicht ein Ende nehmen — heute Mittag hat mich der Jubelgreis, Montagsklub genannt, eingeladen — bei Kräften geblieben, ist ein Wunder. Der König, dem meine Klagen über das viele Stehen bei den Besuchen und Einladungen der Prinzen zu Ohren gekommen, hatte mir befohlen, mit einem Stocke zu ihm zu kommen, wovon ich aber, da wegen seiner Krankheit die Einladung sich verspätete, keinen Gebrauch gemacht habe. Wahrscheinlich ist Ihnen mein Bild, von Herrn v. Klöber gemalt, zu Gesicht gekommen. Die Sitzungen vor Herrn v. Klöber und vor Rauch (wegen der Büste) kamen mir auch höchst ungelegen, die Langeweile ungerechnet. Die Damen, die meiner Langeweile Gesellschaft leisteten, versichern, ich sei zu alt im Bilde, obwohl ich doch wirklich über siebzig bin.

Die junge liebenswürdige Frau des Bibliothekkustos Stieglitz hat sich einen Dolch ins Herz gestofsen, um ihrem Manne die entflohene Gemüthsruhe für seine poetischen Erzeugnisse, deretwegen

er schon einen zweijährigen Urlaub erhalten hat, wieder zu geben. Irgendwo hat es ihr auch gefehlt.

Herr Professor Gerhard ist als Archäolog bei dem Museum angestellt und zugleich der artistischen Commission beigegeben, die nun auf acht Rädern fährt. Graf Brühl hat einen Balsam auf die Wunde erhalten, die ihm durch die artistische Commission geschlagen ist.

Wenn Sie Gelegenheit haben, mit einem dortigen Magistratsmitgliede bekannt zu werden, oder es schon sind, so haben Sie doch die Güte, aus der Magistrats-Registratur mir eine Abschrift des Gedichts zu verschaffen, was ich im Anfange des Jahres 1808 auf die Zurückkunft des Königs und der Königin nach Königsberg im Namen der Stadt Königsberg verfertigte. Ich besitze kein Exemplar davon, und obwohl es keinen besondern poetischen Werth hat, so wünschte ich es doch zu haben. Vielleicht ist ein Exemplar übrig.

Meine Frau, in deren Zustand sich wesentlich nichts verändert hat, läfst tausendmal grüfsen. Mir scheint, dafs sie jetzt schmerzloser ist, aber dafs ihre Unruhe mit der Abnahme der Schmerzen wächst.

Empfehlen Sie mich freundschaftlichst Ihrer Frau Mutter und Schwester.

Totus Tuus
Stägemann.

c.

An denselben in Berlin.

Berlin, den 4. September 1840.

Mit dem verbindlichsten Danke, verehrtester Freund, sende ich Ihnen die Anlage zurück *). Allerdings ist die Scurrilität in dieser Abschrift sehr gemildert, indefs doch nicht wegzuwischen.

Dafs Herr v. Schön in den Grafenstand werde erhoben werden, ist unwahrscheinlich, weil er es in seiner nur beschränkten pecuniären Lage nicht wohl wünschen kann, und ihm eine Grafschaft zur Dotation zu verleihen, kein genügender Anlafs ist. Herr v. Hülsen auf Wiese, will ich nicht bezweifeln. Vielleicht die Herren v. Brüneck, die wenigstens zu den bei weitem wohlhabenderen Gutsbesitzern gehören, wie zu den ältesten Familien des Landes.

Sehr wohl gefallen hat mir die Beschreibung des Königlichen Einzuges, die aus einer Privatcorrespondenz in der Vossischen Zeitung von gestern steht. Doch bezweifle ich, dafs die Kränze von Georginen den weifsen Mädchen wohl gestanden haben; die jungen Patrizierinnen müssen denn kolossale Gestalten gewesen sein.

Mich herzlich empfehlend

Stägemann.

---

*) Getreue Nachschrift der Aeufserungen, welche Professor Dr. Schönlein in seinen klinischen Vorlesungen über die Juden und mehrere hiesige Aerzte gemacht hatte. — Herr von Stägemann ersuchte mich um deren Mittheilung, da er bereits so viel Lügenhaftes darüber gehört habe.

Ludwig I., König von Baiern.

In unsrer Zeit, die mit wahrhafter Freigebigkeit beflissen ist, die Versäumnifs einer früheren dadurch gut zu machen, dafs sie durch Denkmale und Stiftungen das Andenken grofser und berühmter Männer ehrt; in unsrer Zeit, die, wie keine andere, es sich angelegen sein läfst, in Nekrologen und Biographieen ehrend derjenigen zu gedenken, welche durch ihre Stellung im Leben und ihre Wirksamkeit auch nur einigermafsen bedeutend geworden waren; in dieser Zeit erhielt ein Dahingeschiedener, der wahrlich! durch Stellung und Wirksamkeit, durch geistige Fähigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit ausgezeichneter dagestanden, als sehr Viele der durch alle Zeitblätter gefeierten, erhielt ein solcher Mann auch nicht ein Wort des Nachrufs, das geeignet gewesen sein möchte, ihn in dem ehrenden Andenken der emporwachsenden Zeitgenossen zu fixiren oder dem der künftigen Geschlechter zu empfehlen! — Kein Anderer ist gemeint, als der vor einigen Jahren verstorbene Job von Witzleben,

General-Lieutenant, Kriegsminister und General-Adjutant Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III.

Es mag allerdings eine Aufgabe von ganz eigenthümlicher Schwierigkeit gewesen sein, über das Leben dieses Mannes und seine Wirksamkeit etwas Geeignetes und Würdiges zu sagen; über eine Wirksamkeit, die in so inniger Beziehung und Wechselwirkung mit der Wirksamkeit seines Königlichen Herrn stand, dafs eine die andere ergänzte; eine Wirksamkeit, die sich in mannigfacher Richtung als Organ seines Königlichen Gebieters, sowohl im innern Organismus des Staats als in den nach aufsen hin gerichteten Beziehungen desselben, geltend gemacht hatte. Nichts desto weniger blieb es eine unerläfsliche, eine heilige Pflicht derjenigen, die mit Fähigkeit und Mitteln dazu ausgestattet waren, an eine Würdigung dieser Wirksamkeit sich zu wagen, selbst unter diesen erschwerenden Umständen und selbst innerhalb etwa gebotener enger Grenzen. Leider ist dies aber nicht geschehen, und wie unsere Zeit die längstvergangene der Versäumnifs und Ungerechtigkeit gegen ihre bedeutenden Männer zu beschuldigen sich berufen fühlt, wird die kommende mit demselben vollen Rechte uns anzuklagen Veranlassung erhalten. Dann wird auch Job von Witzleben seine Würdigung finden! denn seinem Charakter, seiner Stellung, seiner Wirksamkeit nach, von der hier nur eine schwache Andeutung gegeben, ist er ein Mann der Geschichte, und künftige Historiographen der Regenten-Wirksamkeit unseres dahingeschiedenen Helden-Königs, Friedrich Wil-

helm III., werden und müssen seiner gedenken, wollen sie treu und wahr den Königlichen Herrn schildern.

Damit sie aber solches auch einstens zu thun vermögen, bleibt solchen Zeitgenossen, deren Beruf es nicht war, in vorgedachter Beziehung ihre Feder dem hier genannten Entschlafenen zu weihen, es als unerläfsliche, heilige Pflicht auferlegt, jegliches Dokument über Witzleben's Wirksamkeit und deren Anerkennung beizubringen, und als Material für die Geschichte zu veröffentlichen. Indem dringend dazu aufgefordert wird, und zu diesem Zweck schon im vierten Bande der „Denkschriften und Briefe" ein den Verfasser wie den Empfänger gleich ehrendes Schreiben bereits mitgetheilt worden, möge hier ein ähnliches von des Königs Ludwig von Baiern Majestät an den General v. Witzleben folgen, um so wichtiger, da der König auch zugleich klar und unumwunden die gewifs nie genug zu beherzigende Wahrheit ausspricht: „Nur in ein festes Halten an Preufsen sehe ich Teutschlands Heil und diese Ansicht ist mir nicht neu."

An den General v. Witzleben in Berlin.

München, den 7. Mai 1831.

Herr General, bekannt, rühmlich bekannt sind Sie mir (obgleich nicht von Angesicht), denn ich kenne, was Sie im Kriege und Frieden geleistet haben, weifs: wie teutsch Ihre Gesinnung ist, welchen

Werth Sie darauf legen, Preufsen und Baiern vereint zu sehen. Ihnen dieses schriftlich zu äufsern, kann ich mir nicht versagen. General Rühl wird diesen Brief überbringen, dessen Sendung mit lebhafter Freude mich durchdrang, wie dafs ich ihn von den eben genannten Gesinnungen gleichfalls erfüllt gefunden habe. Nur in ein festes Halten an Preufsen sehe ich Teutschlands Heil und diese Ansicht ist mir nicht neu. Willkommen ist mir gegenwärtige Gelegenheit, mit Wärme ergreife ich sie, um die Gefühle welche Sie mir einflöfsten auszudrükken, mit denen ich bin

Herr General

der Ihnen wohlbeigethane

Ludwig.

Karl, Freiherr vom Stein.

Geb. in Nassau an der Lahn den 25. October 1757, gest. ebendaselbst den 29. Juli 1831.

Haben wir mit Widerwillen die Briefauszüge in der so eben erschienenen Lebensbeschreibung des Ministers vom Stein *) gelesen, worin der verstorbene Fürst von Hardenberg gemifshandelt wird und die zur Ehre des Schreibers um so mehr hätten unterdrückt werden sollen, als wir oft Augenzeuge waren von der Courtoisie und einer ungehörigen dienstbeflissenen Ergebenheit, welche der Freiherr vom Stein gegen den Staatskanzler — als dieser lebte und Wünsche befriedigen konnte — ausübte, so mögen hier zwei Briefe desselben aus meiner Sammlung folgen, welche uns dagegen wohlthuend ansprechen und einen Blick in das religiöse Gefühl des kräftigen Mannes thun lassen. Um so interessanter sind diese Briefe, als solche Ergiefsungen der Frömmigkeit in den bis jetzt bekannt ge-

*) Leben des Königl. Preufs. Staats-Ministers Freiherrn vom und zum Stein. Ein Denkmal. 2 Theile. Leipzig 1841.

[illegible] [illegible] [illegible] [

essant; ich danke Ihnen dafür, und schicke Ihnen *sub lege silentii et remissionis* Abschrift eines Briefes von Alexander Humboldt.

Kommen Sie zu mir nach Nassau — ich lasse Sie mit einer Wurst und meinen Pferden in Schwalbach abholen.

Leben Sie wohl, und finden Sie Trost und Hülfe bei dem, auf dem alle unsere Hoffnungen gegründet sind.

Ich kann um sieben Uhr in Höchst sein.

Stein.

b.

An Theodor Mülhens in Frankfurt a. M.

Cappenberg, den 13. März 1826.

An dem traurigen Ereignifs, dessen Ew. Hochwohlgeboren in Ihrem Schreiben vom 9. c. erwähnen, nehme ich den lebhaftesten Antheil; das Hinscheiden eines jungen braven Mannes, eines glücklichen Gatten und Vaters ist für die zurückgebliebenen, selbst entfernten Freunde sehr erschütternd. Sie finden nur Trost in dem schönen liebenswürdigen Enkel, in dem übrig gebliebenen Sohn, und in dem Gedanken, einst wieder mit dem, der Ihnen vorangegangen, sich auf immer vereinigt zu sehen.

Auch von meinen Freunden haben mich im Laufe eines Jahres mehrere verlassen; ein junger dreifsigjähriger Mann, Adolph Wallmoden, dessen ich mich lebhaft erinnere, wie seine Mutter ihn Anno 94, den Neugebornen, dem aus dem Nieder-

finnischen Feldzug zurückgekehrten Vater entgegenbrachte. Meine Schwägerin, die Gräfin Kielmansegge, fand auch nach siebenjährigen, ununterbrochen steigernden Leiden Ruhe den 15. Februar, und wird jetzt auf ihrem Gut als Leiche bestattet, wo ich sie als junge liebenswürdige Braut vor dreißig Jahren hineinen sah.

Der Tod des Kaisers Alexander! ich verlor an ihm einen großmüthigen, edlen, nachsichtsvollen Beschützer — ohne ihn wie wäre ich verfolgt, vernachlässigt, geneckt worden. Ich sehe täglich den Raum, der mich vom Grab trennt, schwinden, wünsche Ruhe, Einsamkeit, und suche meine Verhältnisse möglichst zu vereinfachen und aufzulösen. Mit ausgezeichneter Hochachtung und der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen, beharre ich

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

K. Fr. v. Stein.

Denkschriften.

Betrachtungen

über

die Vereinigung

der lutherischen und reformirten Kirche.

Rhein-Mosel-Departement. 1801.

Der Unterpräfekt des Bezirks Simmern (Rhein- und Mosel-Departement) Vanrecum — ein sehr ausgezeichneter Administrator — erliefs unter dem 6. Frimaire 10. Jahres der französischen Republik (28. November 1801) unter No. 4353. einen gedruckten Beschluſs über die Verhältnisse der lutherischen und reformirten Volkslehrer, indem gewichtige Klagen vorgebracht waren, daſs vor dem Krieg, in Ansehung ihres Kultus, eine den guten Sitten und der Ruhe des Staates angemessene Ordnung bestanden habe, welche seit der Vereinigung des linken Rheinufers mit der Republik nicht mehr bestehe.

Diese gedruckte Verfügung ward allgemein in dem Departement vertheilt, und veranlafste, daſs das protestantische Konsistorium an Jean Bon St. André den unter a. hier mitgetheilten Bericht machte. Die-

[redacted]

[redacted]

[redacted]

lice du culte, tels qu'ils étaient établis avant la guerre, éprouvèrent également un choc, qui contribua sur tout à augmenter le grand mal, principalement dans cet arrondissement, dont les habitans sont en plus part du culte protestant (comptant 80. paroisses).

Sous le régime des anciens souverains l'église protestante se trouva sous la surveillance et la direction d'autant de consistoires ou conseils ecclésiastiques, qu'il y avoit de divers souverains qui avoient leur résidence sur la rive droite avec lesquels la communication devoit nécessairement cesser pendant la guerre.

Les ministres du culte, mis hors de communication avec les dits consistoires, se trouvoient isolés, abandonnés à eux mêmes, sans union, ce qui entraîna peu à peu une anarchie funeste dans l'église protestante, et produisit une influence trop marquante et préjudicieuse sur les moeurs des habitans de cet arrondissement, pour que nous ne dussions attendre de notre Sous-Préfêt et Citoyen Vanrecum, connu par son desintéressement et sa sage administration qui lui ont mérité à tout égard l'amour et l'estime de tous ses administrés, des moyens pour y remédier.

Il a plus que répondu à notre attente par son arrêté du 6. Frimaire dernier, dont nous avons l'honneur de vous transmettre ci-joint un exemplaire.

Nous ne doutons pas, Citoyen Commissaire, que cet arrêté, absolument conçu dans l'esprit du gouvernement, qui organise notre conseil ecclésiastique

d'une manière si simple, et si bien répondant à son but, que nous ne montons un instant qu'il n'obtienne votre suffrage, ce que nous souhaitons d'autant plus, que nous pouvons vous assurer, que nous en sentons déjà les suites bienfaisantes, qui nous donnent le droit d'en attendre encore de plus conséquentes.

Vous permettrez, Citoyen Commissaire, de vous donner connaissance d'un fait, comme suite de cet arrêté, qui, quoique qu'il eût lieu dans un petit coin de la République, servira de supplément à l'histoire ecclésiastique.

Les deux conseils ou consistoires du culte réformé et luthérien créés par le dit arrêté, se sont d'après les vues de notre éditeur et bien mérité Sous-Préfet, le Citoyen Vanrecum, dissouds dans un seul conseil sous la dénomination de conseil ecclésiastique du culte protestant dans l'arrondissement communal de Sambeck, et ont fait en conséquence un grand pas pour la réunion des deux cultes qui dans leurs principes sont les mêmes, ne différant que dans la chose accessoire, qui n'est pas l'essentiel.

De quel effet bienfaisant seroit un exemple encore très peu important pour le moment actuel, si vous voulez daigner appuyer cette démarche par votre agrément et suffrage publics.

En excitant l'émulation, vous donneriez le signal pour la réunion en général de ces deux cultes, et la première démarche étant faite, nous garantissons, qu'il Vous sera facile de parvenir à un bût que de grandes puissances d'Europe, et de paisibles pères d'église ont en vain tâchés d'atteindre.

Alors les habitans d'une même commune qui ne sont separés que par la différence des cultes ne prieroient leur père universel que dans une seule et même église, ce qui profiteroit infiniment à l'état relativement à l'entretien du culte et de ses ministres.

En appuyant nos vues, qui sont celles de tous les hommes éclairés, le siècle présent Vous regarderoit comme son bienfaiteur et votre nom, qui brilleroit dans les annales de l'histoire écclésiastique, ne seroit lû qu'avec admiration.

Nous avons l'honneur de Vous saluer avec le plus profond respect.

J. P. Hges. **F. Simon.**
H. Pollich. **K. Eberts.**
W. Schneegans.

b.

Observations
sur la réunion
des deux sectes du Culte protestant.

Ce qu'on appelle Protestans, se divise en deux sectes: les Luthériens et les Calvinistes ou Réformés.

C'est principalement au sujet de la Communion qu'ils sont désunis, sur les dogmes de la foi, l'opinion des Luthériens à cet égard se rapproche de celle des Catholiques; ceux-ci croyent qu'au moment où le prêtre élevant l'hostie prononce les paroles sacramentales, la substance de l'hostie se change et devient le vrai corps de Jésus-Christ.

Les Luthériens croyent aussi à la présence dans l'hostie et dans le vin de vrai corps et le sang de Jesus-Christ, mais seulement dans le moment de la consécration. Calvin, réformateur du Lutheranisme, enfanta un autre dogme; il enseigna que la Communion n'était que le symbole du corps et du sang de Jesus-Christ. Cette croyance est sans doute la plus naturelle, et celle qui s'accorde le mieux avec la raison humaine.

Cette différence dans le dogme fit naître entre les deux sectes une multitude de controverses, dans lesquelles on avança plus ou moins de sophismes et de subtilités, selon le plus ou le moins d'habileté de ceux qui les soutenaient.

Ces sectes disputèrent beaucoup sur la personne de Jésus-Christ et sur la reunion des deux natures.

Les Lutheriens établirent dans le 16ème siècle la toute puissance de la nature humaine de Jésus-Christ (ubiquitas) pour démontrer qu'il était possible qu'à la consécration de l'hostie la divinité de Jésus-Christ pût être réellement présente. D'autres Luthériens moins rigoureux trouvèrent d'autres moyens pour faire valoir leur système sans s'attacher à la toute puissance (ubiquitas).

Cet objet a donné lieu à des disputes et des dissentions frivoles et absurdes qui ont continué avec violence depuis l'origine de ces deux sectes jusqu'à nos jours.

Dans le 16ème siècle les princes de l'Allemagne s'assemblèrent souvent pour opérer une réunion entre les cultes; ils y attachaient sans doute une très

grande importance, parceque ces vaines disputes avaient une influence considérable sur la tranquillité de leur pays, peut-être aussi que leur attachement particulier à leur opinion y entrait pour beaucoup. Le plus renommé de ces congrès, nommés colloquia, se tint à Marbourg, où l'on vit briller Zwingli.

Toutes ces tentatives pour parvenir à la réunion des deux sectes restèrent toujours sans succès. Enfin en l'an 1580 la fameuse formula concordiae signée à Torgau par les Théologiens de la Saxe, opéra une séparation totale entre les deux sectes. Ces formules forment le livre symbolique des Luthériens qui croient à son infallibileté comme les catholiques croient à celle du pape. Le malheureux chancelier de Crell à Dresde, perdit la vie par ce qu'il fut soupçonné de ne point croire aux articles de foi établis par le formulaire.

Dès ce moment les deux sectes furent absolument séparées, et eurent chacune à part leurs églises, leurs ministres, leurs écoles etc. Ceux qui restèrent fidèles à la doctrine de Luther, conservèrent le nom de Luthériens en y ajoutant l'épithète évangélique, voulant dire que les articles de leur foi étaient conformes à l'esprit de l'évangile.

Les autres qui suivirent la doctrine de Calvin, s'appelèrent Calvinistes, en y ajoutant le mot: réformés dans le sens que Calvin avait purifié et réformé la doctrine de Luther. L'une et l'autre de ces deux sectes ayant protesté contre plusieurs points

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Cette raison ayant rendu impossible ce système d'égalité on ne songea qu'à étouffer parmi le peuple tout désir pour la réunion. Toutes ces difficultés s'applanirent de nos jours et surtout par la réunion de nos contrées avec la république.

Cette considération et celle que la plupart des habitans de mon arrondissement professent le culte protestant, me déterminèrent à inviter à une réunion les inspecteurs des deux cultes.

Je doutais d'autant moins du succès, que ces inspecteurs sont des hommes éclairés, que je connaissais depuis 15 ans, avec lesquels j'étais même

en rélation, qui avaient en outre très souvent manifesté le désir de se réunir, et fait à cet effet les démarches préparatoires, par exemple, à Creutznach, le ministre du culte réformé, en l'absence de celui du culte Luthérien fait l'office de ce dernier et réciproquement à Simmern sous Dhann, les Luthériens pour épargner les fraix d'entretien du ministre vont à l'église des réformés.

J'invitais les ci-devant inspecteurs des deux cultes de reprendre leurs fonctions et à surveiller la police intérieure du culte, afin d'éloigner pour l'avenir des places de ministres l'ignorance et l'immoralité, qui pendant la guerre ont sû s'y glisser par l'intrigue et d'autres moyens. Je les invitais aussi, afin de rétablir l'ordre ecclésiastique, à remplacer leurs consistoires qui se trouvent sur la rive droite.

Cette mesure de police était d'autant plus urgente que les communes ayant la libre élection des ministres de leur culte, il en résulte presque toujours des divisions funestes au repos et à la tranquillité des communes.

L'un et l'autre parti invoque dans ce cas les connaissances et la moralité du candidat qu'il propose, ce qui met presque toujours le préfet dans l'impossibilité de juger sainement auquel procès verbal d'élection des deux parties il doit donner la préférence, puisqu'il ne peut décider de la capacité des candidats. Cet inconvénient n'aura plus lieu aujourd'hui, vû qu'ils doivent produire un certificat de l'inspecteur respectif chargé de les examiner sur leurs connaissances.

Les inspecteurs des deux cultes se sont assemblés le 16. Frimaire dernier et notamment

les Citoyens:

Engelmann de Bacharach Ilges de Simmern Polich de Stromberg Ebertz de Creutznach Gundersheim de Sobernheim	Inspecteurs réformés.
Simon de Simmern sous Dhann Starck de Castellaun Schneegans de Creutznach Reichart de Trarbach	Inspecteurs Luthériens.

Ces inspecteurs s'étant concertés avant cette assemblée, sur l'objet de la réunion avec les ministres de leurs districts respectifs (au nombre de 80 dans cet arrondissement) et étant munis de leurs pouvoirs, ils prîrent l'arrêté ci-joint, d'après lequel ils ne formeront, pour l'avenir, qu'un seul consistoire, qui réglera à la fois les affaires des deux cultes, sous la dénomination de consistoire protestant. —

Ils firent la promesse formelle de ne jamais s'assembler sans en prévenir l'officier de police, de se soumettre aux loix et réglemens de la république, de n'entraver en rien la surveillance qu'exerce l'autorité civile sur les cultes par rapport à la police administrative, de veiller sur les élections des ministres par les communes, d'avoir soin qu'elles aient lieu en présence du Maire pour prévenir les dèsordres et déjouer l'intrigue à qui ces élections ouvrent un vaste champ et de soumet-

tre les procès verbaux d'élection à l'approbation du préfet.

Les Inspecteurs et tous les ministres des deux cultes sont tellement d'accord sur cette démarche, et ils ont tellement oublié leur différence d'opinion sur la foi, qu'ils ne savent eux mêmes lequel a cédé à l'autre.

Dans le premier moment de ce rapprochement, ils vouloient aller jusqu'à déclarer dans leur acte de réunion que les églises seraient en commun, et que l'office serait fait conjointement. Mais la prudence les détourna de cette démarche prématurée. Des malveillans qui ne sont point attachés au gouvernement, auraient pu trouver, dans cette réunion religieuse, le prétexte de fomenter l'esprit de discorde. L'expérience de nos jours nous a d'ailleurs appris qu'il ne faut attaquer les préjugés religieux que très lentement et avec beaucoup de circonspection, et qu'en voulant tout renverser à la fois, on revient à la fin au point d'où l'on est sorti. D'après ces motifs, je leur ai conseillé moi-même de se contenter encore de cet acte de réunion, et de n'y rien insérer qui puisse entraver la liberté de conscience. Par là on a opposé une digue à l'intriguant politique qui aurait cherché dans cet événement religieux un prétexte pour susciter le mécontentement, quoique nous sachions du reste que la liberté de conscience chez le peuple consiste à faire et à croire tout ce que les ministres de son culte lui apprennent.

S'il n'existe plus de chef de parti, ou si les

chefs sont d'accord entre eux, le culte cesse. Maintenant les ministres du culte protestant, vont prêcher alternativement dans les églises des deux sectes. L'un fait au besoin l'office de l'autre.

Le ci-devant inspecteur réformé videra, conjointement avec le ci-devant inspecteur Luthérien, les querelles concernant la police intérieure du culte protestant en général. Cet accord accoutumera peu à peu le peuple aux principes de réunion des deux cultes, et en peu d'années, par un phénomène qui leur sera inexplicable, ils se trouveront réunis sous l'empire des mêmes opinions.

C'est cette marche, qui est la plus conforme à l'esprit humain, et que tout réformateur politico-religieux devrait suivre, pour ne point être si souvent forcé de retrograder.

Il résulte de ce que nous venons de dire, que la réunion des sectes réformées et Luthériennes n'existe quant à présent, qu'entre leurs chefs; je n'ai point voulu opérer une réunion entre les individus dans chaque commune, je n'ai pas dû d'ailleurs l'essayer sans le consentement du commissaire général et du préfet, quoique j'aurais pu répondre du succès.

Si dans le département du Mont-Tonnerre et dans les arrondissemens communaux de Saarbrück et de Birckenfeld (département de la Sarre) on pouvait compter sur le succès d'une démarche de cette nature, et qu'on pût par cette manière réunir les protestans de ces sept arrondissements (Mayence, Spire, Deuxponts, Saarbrück, Birckenfeld,

Kaiserslautern et Simmern) qui comptent à peu près 300,000 ames professans les dits cultes, il faudrait naturellement que le consistoire actuel de l'arrondissement de Simmern fût dissous, et qu'il fût remplacé par un consistoire pour les sept arrondissemens, dont les membres pourraient être choisis pour la première foi seulement par le commissaire général du gouvernement, et auxquels succéderaient les plus anciens inspecteurs des deux cultes indistinctement.

Par ce moyen le nombre des ministres du culte diminuerait, leur salaire augmenterait et les mettrait en état de vivre plus honnêtement. L'influence connue du culte protestant sur les succès de l'agriculture et sur les moeurs produirait les effets les plus satisfaisans.

L'homme éclairé ne connait d'autre dogme que la tolérance universelle, seul moyen de rendre les peuples satisfaits et d'éviter les dissentions. Il faut laisser s'user par le tems les préjugés qu'on ne peut guérir par la raison. Mais à supposer que le peuple ait besoin d'une religion positive, ce qui est encore un problême; il faut certainement protéger surtout celle, dont les principes sont conformes à la constitution et ne repugnent point à la raison. — Le philosophe raisonne ainsi; il se peut que la politique en de certaines circonstances conseille une autre opinion.

Je n'ai parlé que des protestans habitans les quatre nouveaux départemens, ceux des départemens du haut, et du bas Rhin me paraissent encore trop

reculés dans leurs principes, pour obtenir le succès qu'on pourrait se promettre dans ces pays. Dans leurs divers projets d'organisation du Protestantisme, on a très soigneusement séparé les deux sectes, on y a conservé tout l'attirail d'Orthodoxie et d'Hierarchie, enfin ils fourmillent encore de charletanisme. Avant de se défaire de leurs préjugés, ils doivent encore recevoir quelque tems l'exemple du ci-devant palatinat.

Fait et rédigé par le soussigné Sous-Préfêt de l'arrondissement communal de Simmern.

A Simmern, le 21. Ventôse an dix
de la république.

Vanreeum.

Die Stadt Köln am Rhein

in Beziehung

zu den Alterthümern der Provinz.

Den Freunden im Rheinland und Westphalen gewidmet.

Die Seite 94 hier zuerst mitgetheilten Briefe Goethe's an den Königlichen Staatsminister v. Schuckmann scheinen eine passende Gelegenheit, um über eine Schöpfung des verstorbenen Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg zu sprechen, die jetzt freilich nicht mehr in ihrem Umfang besteht. Es war dieses die Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, welche der Staatskanzler im Jahr 1820 ins Leben rief, der, indem er den Dr. Dorow zum Direktor derselben ernannte, die in der Anlage a. enthaltenen Schreiben erliefs.

Die Leistungen während des zweijährigen Bestandes der Verwaltung liegen in dem bei Cotta erschienenen Werke: „Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, 2 Bände 4. mit 67 Kupfer- und Steindrucktafeln in Folio," der Oeffentlichkeit und dem unpartheiischen Urtheil vor.

Die Rheinländer, besonders die Stadt Köln, erkannten dankbar diese zeitgemäfse Schöpfung an; doch war man mit dem Plan nicht einverstanden, dafs die Alterthümer der Rheinlande in Bonn aufgestellt werden sollten. Besonders die Stadt Köln wollte dieses Vorrecht für sich vindiciren, und schon am 4. October 1820 schrieb in dieser Beziehung der im Goethe'schen Briefe an v. Schuckmann geschilderte Professor Ferdinand Franz Walraf*) dringend an Dr. Dorow (Anlage b.). Nach vielfachen Berathungen trat dieser der Ansicht bei, dafs Köln vorzugsweise die Stadt sein müsse, wo am zweckmäfsigsten die rheinischen Alterthümer zu vereinigen und aufzustellen seien; in Köln, wo schon so Vieles und Herrliches dieser Art vereinigt ist, wo die alten Kirchen und übrigen interessanten Bauwerke eine so umfassende Grundlage der Sammlung bilden, findet das Einzelne Zusammenhang und Erklärung im Ganzen. Das ruhige Fortbestehen einer solchen unabhängigen, rein vaterländischen Anstalt in einer Universitätsstadt schien, nach den in so kurzer Zeit bereits gemachten Erfahrungen, unmöglich. Die Kölner hatten auch Goethe in ihr Interesse gezogen, er stimmte gleichfalls für Köln, und so ward eine Bittschrift an den Staatskanzler verabredet, welcher Mafsregel die Königliche Regierung in Köln beitrat, und sie dadurch zu unterstützen hoffte, dafs Dorow als Direktor des Central-Museums verbleiben, doch mit

*) Geb. in Köln den 20. Juli 1748, gest. ebendaselbst den 18. März 1824.

dem Titel und Range eines Regierungsraths zur Bearbeitung dieser interessanten Abtheilung in den Rheinprovinzen der Königl. Regierung beigegeben werden sollte. Die dahin abzweckenden Schritte geschahen; die ersten Bürger Kölns unterzeichneten das Gesuch, und die Regierung in Köln unterstützte dasselbe auf das Kräftigste. Doch es scheiterte an dem Einspruch des damaligen Oberpräsidenten Grafen von Solms-Laubach, der die rheinische Universität eigenthümlicher Weise für seine Schöpfung hielt, und der Stadt Bonn daher auch nicht das geringste Gute entziehen wollte. Graf Solms übersah aber, dafs eine Sammlung vaterländischer Alterthümer, die sich auf Land und Volk, auf Geschichte, patriotischen Geist und Sinn beziehen soll, nicht als Gegenstand und Mittel des Lehrunterrichts auf Hochschulen angesehen werden darf. Die dem Fürsten von Hardenberg vorschwebende Ansicht war dem Grafen Solms nicht klar geworden; er erkannte nicht den tiefen und genialen Blick des Stifters dieses Provinzial-Museums in das menschliche Herz und in das Gewebe der menschlichen Gefühle, welche, durch die Heimath angezogen, zur Theilnahme und Aneignung des Provinziellen gesteigert, endlich zur höhern Vaterlandsliebe erhoben und ausgebildet werden; Graf Solms erkannte nicht, dafs der Staatskanzler, der Schöpfer und Wiederhersteller der Institutionen unserer Monarchie, dessen Blick das Entfernte wie das Nahe, die Zukunft wie die Gegenwart als Ein Ganzes umfafste, überall, wie in den gröfsten Staatsinstituten so auch in diesem Kleinen, eine wahrhaft

grofse Idee zum Grunde legen wollte. Mit jugendlichem Feuer schenkte der Staatskanzler bei seinem Aufenthalt in Engers den vaterländischen Alterthümern und den damaligen Ausgrabungen des Dr. Dorow in Wiesbaden seine Aufmerksamkeit. Er sprach oftmals zu demselben von dem Werth der Alterthümer, welchen die öffentliche Meinung und der Vaterlandsstolz ihnen mit Recht beilegt. Denn wie der einzelne Mensch an seine Familie, so hängt der Patriotismus des Bürgers an den Geschichten und dem Ruhme seiner Heimath. Alle Denkmale seiner Vorzeit, zumal des Ruhms, Kunstsinns und Reichthums seiner Vorfahren sind ihm heilig, und die Erklärung und wissenschaftliche Benutzung derselben dünken ihm wichtiger, als alle anderen gelehrten Arbeiten; er meint selbst wichtig und ruhmwürdig zu werden in einer wichtigen und ruhmvollen Heimath. Die Thaten und der Ruhm seiner Vorfahren scheinen ihm anzugehören, und er bewahrt jedes Denkmal derselben als Zeugnifs des eignen Werths. Dieses Gefühl und dieser Patriotismus für die Heimath, dem auch das Unbedeutende durch solche Beziehung wichtig erscheint, ist gewifs ehrwürdig und wird jede Vaterlandsliebe, welche die Erweiterung auf Stamm und Volk, auf Provinz und Reich erfordert, bedingen. In allen diesen Beziehungen erfreute man sich der Idee einer Centralisirung und zweckmäfsigen Aufstellung der Alterthümer; Stadt- und Dorfgemeinden beeilten sich, das bereits Vorhandene zu diesem Zweck auszuliefern; man erkannte die Grundsätze, die wahrhaft patriotische Absicht der Regierung, und

beorderte der Staatskanzler auch, dafs das Haupt-Museum für Rheinland in Bonn seine Einrichtung finden sollte, so war diese Wahl der Stadt nur zufällig und keineswegs damit die Absicht ausgesprochen, dafs dasselbe einen integrirenden Theil der Universität ausmachen sollte. So konnte also auch die Rheinisch-Westphälische Alterthümer-Sammlung nicht irgend eines Lehrzwecks wegen wesentlich auf die Rheinische Universität, als solche, sondern dem Zwecke dieses Instituts gemäfs nur auf die Rheinlande und Westphalen und den Geist der Bewohner in patriotischer Hinsicht Bezug haben. Diesen Geist fafsten die Kölner Bittsteller sehr wahr und richtig auf, und das folgende interessante Aktenstück (s. Anlage c.) verdankt dieser Gesinnung sein Entstehen; vor dem Absenden wurde dasselbe dem Regierungs-Chefpräsidenten in Köln, Freiherrn v. Hagen, mitgetheilt und von diesem mit der Bemerkung zurückgestellt, dafs „dasselbe sehr gut redigirt sei, und seinen Zweck hoffentlich nicht verfehlen werde."

Der Fürst Hardenberg lehnte im Drange der wichtigsten Staatsgeschäfte dieses Gesuch, dem Gutachten des Oberpräsidenten leider folgend, nicht allein ab, sondern überwies die ganze Verwaltung, welche bis dahin unter seiner unmittelbaren Leitung als ein provinziales Staats-Institut gestanden, in das Ressort des Staats-Ministers von Altenstein, welcher, dasselbe der Universität überweisend, es nach andern Grundsätzen und in anderer Form fortgeführt wissen wollte; man hatte damals überdies in diesem Departement keine Sympathie für vater-

ländische Alterthümer; man träumte nur von Kunstwerken, von Museen griechischer und ägyptischer Denkmale. Aus diesen Ursachen und da beinahe alle in den Rheinprovinzen disponiblen Alterthumsgegenstände bereits gesammelt, inventarisirt und zum Theil nach Bonn geschafft waren, wurde dem Dr. Dorow ein anderer Wirkungskreis wünschenswerth, den er auch erhielt.

Diese Verhandlungen werden hauptsächlich deshalb mitgetheilt, weil jetzt vielleicht der Zeitpunkt sein möchte, sie wieder aufzunehmen und zu einem erwünschten Resultat zu bringen! — Es kann wohl die Hoffnung gehegt werden, dafs der Sammlung Rheinisch-Westphälischer Alterthümer, welche durch Theilnahme der sämmtlichen Bewohner der Provinzen hauptsächlich entstanden — wieder Beachtung und Einsetzung in ihr altes ursprüngliches Recht wiederfahren werde. Aus der Stiftungs-Urkunde erhellt es deutlich, dafs die Sammlung nicht an Bonn, sondern an die Rheinprovinz geknüpft ist, und in dieser Beziehung erscheint jetzt nach Jahren und den gemachten Erfahrungen die Behauptung als durchaus begründet, dafs Köln die Stadt sei, in welcher ein solches National-Museum allein nur errichtet werden kann, soll es den Zweck vollständig erfüllen. Unendlich vielfache kleine Beziehungen verbinden die Einwohner des gesammten Rheinlandes mit den Kölnern, die Gewinne und Verluste, die geistigen und leiblichen Interessen sind überall verkettet, und unzählige Fäden ziehen durch das Land ein grofses Gewebe, welches in Köln seinen Mittelpunkt findet.

Soll also das Provinzial-Museum Bedeutung für die Provinz erhalten; soll es im wahren Sinne des Wortes provinziell werden, ein provinzieller Centralpunkt der gemeinsamen Interessen; ein Mittelpunkt der geschichtlichen Erinnerungen des ganzen Landes; ein Bindungsmittel zwischen den zerstreuten, vereinzelten Lokalinteressen und den höheren des gemeinsamen Vaterlandes, so mufs es ohne Zweifel in Köln errichtet werden und nicht in Bonn, wo es eben so vereinzelt stehet, als die Alterthümer bisher zerstreut an den einzelnen Orten. Ueberdies haben in Köln die alten Kunstschätze noch ihren Werth behalten. Daselbst werden sie gepflegt, geachtet und gesammelt, während in den übrigen Städten am Rhein wohl einzelne Liebhaber, aber kein allgemeines Interesse, keine Theilnahme des Volkes gefunden wird. Eine lebendige Theilnahme würde auch die übrigen Städte ergreifen, wenn ihre Beiträge mit gröfseren Denkmalen vereint und so im Zusammenhange verständlich erscheinen. Dieses kann aber nur von Köln aus hervorgerufen werden, nicht aber von Bonn, welches bisher so wenig Interesse für die Alterthümersammlung bewiesen hat. Köln, die wichtigste, vielleicht einzig bedeutende Stadt in den Rheinprovinzen, ist also der einzige Ort am Rhein, wo die Vereinigung aller rheinischen Alterthümer einen bedeutenden Werth für die Geschichte, für Wissenschaft und Kunst haben würde; der einzige Ort, wo die Sammlung vollständig und dadurch bedeutend werden kann; der einzige Ort, wo sie auf das Volk und seine Ausbildung, auf Patriotismus, auf

Erweiterung der Künste und Nachbildungen aller Art, Industrie, polytechnische Anstalten, welche nur in der Hauptstadt der Provinz gedeihen, einen bedeutenden Einfluſs gewinnen kann. — Was Einzelne über den Werth oder Unwerth, über Zweck und Absicht einer solchen Anstalt gesagt haben und noch sagen mögen, kann wohl nicht entscheiden. Beachtung einstiger Selbstehre, entspringend aus Hochschätzung dessen, was unsere Voreltern geschaffen, kommt hier allein zur Frage, und die Beantwortung eben dieser Frage kann nur aus dem wirklichen Leben genommen, nicht aber von der Zufälligkeit der Neigung oder Abneigung einzelner Männer gegen vaterländische Institute, gegen vaterländische Kunst, abhängig sein! —

Anlage a.

An den Hofrath Dr. Dorow in Wiesbaden.

Berlin, den 4. Januar 1820.

Sie haben mehreremal den Wunsch geäuſsert, die diplomatische Laufbahn, welche Sie seit Ihren Kriegsdiensten in den beiden letzten Feldzügen betreten hatten, zu verlassen und dafür lieber ein wissenschaft-thätiges Leben zu erwählen, das Ihrem innern Beruf gemäſser wäre, und wo Sie zugleich der Wissenschaft der historischen Forschung und alterthümlicher Untersuchung nicht gänzlich entfrem-

det würden. Ihre mir deshalb eröffneten Mittheilungen und gemachten Vorschläge haben meinen Beifall, und ich bin daher gesonnen, Ihnen eine Laufbahn zu eröffnen, wo Ihre Thätigkeit Stoff genug finden wird, sich dem Vaterlande nützlich zu bewähren.

Da in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen sehr viel Niederlassungen der Römer vorhanden waren, von denen Ueberbleibsel in Menge theils schon gesammelt und beschrieben, theils noch zerstreut, unbeschrieben, unbekannt, verstümmelt und wenig geachtet existiren, da die von Ew. Wohlgeboren veranstalteten Nachgrabungen in dem Nassauischen eine so reiche Ausbeute schon geliefert, da Sie dadurch Ihre Vorliebe für diese Untersuchungen, Ihre Thätigkeit und zugleich durch Ihre im Druck erschienenen Beschreibungen, Commentare und Abbildungen Ihre Geschicklichkeit documentirt und eine bedeutende Lücke in dem Felde dieser Forschungen ausgefüllt haben, so bestimme ich Sie zum Dirigenten eines auf der Universität zu Bonn zu errichtenden, vaterländischen und alterthümlichen Museums. Ich nehme die Anerbietung Ihrer im Nassauischen gefundenen Alterthümer, die Ihr Eigenthum sind, mit Vergnügen zur Begründung dieses Museums an. Der Werth dafür soll Ihnen, sobald die definitive Abschätzung erfolgt sein wird, baar vergütet werden.

Das Museum selbst soll durch künftige Sammlungen, freiwillige Beiträge, allmälige Ankäufe und

Nachbildungen verwandter Gegenstände in Gyps vermehrt und so eingerichtet werden, dafs es zum Unterricht der Jugend, zu historischen Forschungen und zur Erhaltung schätzbarer Monumente dienen, den Sinn für Bedeutung des vaterländischen Bodens und die Geschichte der Vorzeit erregen und ernähren wird.

Sie werden zu diesem Zwecke die Rheinisch-Westphälischen Provinzen bereisen, mit allen Gegenständen, die darauf Bezug haben, sich vertraut machen, die Orte bestimmen, wo Nachgrabungen mit wahrscheinlichem Erfolg zu veranstalten sind; den betreffenden Herrn Ober-Präsidenten, welche ich nach der abschriftlichen Anlage, von Ihrem Unternehmen in Kenntnifs gesetzt, Anzeige machen; bedeutende, der Aufbewahrung ohne Vorurtheil werthgeschätzte Fragmente sammeln; Eigenthümer solcher Gegenstände durch Darstellung der Nützlichkeit dahin zu bringen suchen, ihre Sammlungen mit denen von Bonn zu vereinigen, und im Weigerungsfall sich von denselben wenigstens die Erlaubnifs auszuwirken, die interessantesten Alterthümer abzuzeichnen oder zu modelliren, und diese Abbildungen und Zeichnungen im Museum zu Bonn alsdann aufzustellen. So werden Ew. Wohlgeboren auch die schon aufgestellten Museen von Trier, Neuwied und Braunfels zu benutzen suchen, um die Inschriften genau zu copiren, die Basreliefs, Büsten und Statüen genau abzeichnen oder auch, wo es die Wichtigkeit erheischt, modelliren lassen.

Sie werden sich angelegentlichst bemühen, über-

all den Sinn für diese Art von Forschungen anzuregen, jedoch mit Takt und Umsicht alle Uebertreibung und Mikrologie, in welche der Alterthumsliebhaber so leicht verfällt, dabei mit Ernst zu vermeiden suchen, um dadurch dem Geiste dieser Unternehmungen nicht zu schaden.

Sie werden es mit Klugheit vermeiden, den Verdacht anzuregen, als wolle man Monumente von Punkten entfernen, welche durch ihre Lokalität das Interesse daran erhöhen, und mit der gröfsten Vorsicht dem Scheine ausweichen, welcher den Städten die Furcht einflöfsen könnte, als wolle man sie ihrer Alterthümer und Kunstwerke berauben, um ein Central-Museum zu bilden. Sie müssen in Ihren gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnissen dahin streben, Interesse für diese Sammlung einzuflöfsen, die Vaterlandsliebe dafür in Anspruch zu nehmen, und durch Tausch und freiwillige Beiträge Ihren Besitz zu vermehren.

Wenn Sie einen Theil des Sommers mit Aufsuchung dieser Gegenstände und mit Besorgung Ihrer Abbildungen werden zugebracht haben, so werden Sie den übrigen Theil des Jahres zu Bearbeitung dieser Materialien für die Publication verwenden, und bis die Menge und das Interessante des Aufgefundenen Ew. Wohlgeboren wird in Stand gesetzt haben, ein gröfseres Werk, vielleicht unter dem Titel: *Antiquitates Rhenanae*, dem Publikum zu übergeben, werden Sie Fragmente Ihrer Untersuchungen, mit Zuziehung der in diesem Fache gelehrten Professoren von Bonn, in den Annalen der dortigen

Universität oder auch ganz nach Ihrer freien Wahl in andern Zeitschriften mit den dazu nöthigen Zeichnungen bekannt machen, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme dieser Provinzen für diesen Gegenstand zu beleben und zu unterhalten.

C. F. v. Hardenberg.

An des Königlichen Oberpräsidenten Herrn Staats-Ministers v. Ingersleben Excellenz zu Coblenz.

Desgl. an des Königl. Oberpr. Herrn Grafen v. Solms-Laubach Hochgeboren in Köln,

und an des Königl. Oberpräsidenten Herrn v. Vincke Hochwohlgeboren in Münster.

Berlin, den 4. Januar 1820.

Um die interessanten Fragmente aus der römischen Zeit vor Zerstörung und Verstümmelung sicher zu stellen und für ihre künftige Erhaltung zu sorgen, und durch eine genauere Bekanntschaft mit der Vergangenheit die Liebe zum vaterländischen Boden noch zu vermehren, und die gelehrte Welt mit diesen schätzbaren Ueberresten des Alterthums näher bekannt zu machen, und durch Beschreibung und Abbildungen ein allgemeineres Interesse für diese Antiquitäten zu erwecken, als bis jetzt bei ihrer bisherigen Isolirung geschehen könnte, so habe ich den Hofrath Dorow zum Dirigenten eines Antiquitäten-Museums in Bonn bestimmt, und ihm die Befugnifs ertheilt, für den Zweck der künftig anzustellenden Nachgrabungen, Erhaltung der Alterthümer,

Abbildung der interessantesten und Sammlung der disponiblen Kunstwerke für das Museum die Rheinisch-Westphälischen Provinzen zu bereisen und mit Ew. Excellenz sich deshalb in unmittelbare Communication zu setzen. Bei dem Interesse, das Ew. Excellenz bei jeder Gelegenheit für die Geschichte der Ihrer Obhut anvertrauten Provinzen an den Tag gelegt haben, zweifle ich keinen Augenblick, dafs Sie den Unternehmungen des Hofraths Dorow, den ich Ihrem Wohlwollen noch ganz besonders empfehle, der seinen Eifer, seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit durch frühere, von ihm geleitete Nachgrabungen im Nassauischen und durch sein darüber erschienenes Werk hinlänglich beurkundet hat, mit hülfreicher Hand entgegen kommen, und in allen seinen Forschungen und Unternehmungen auf die wirksamste Art unterstützen werden.

Die Ernennung des Hofrath Dorow involvirt zwar keinesweges die Absicht, andere Individuen an Nachgrabungen zu hindern und aus diesen Unternehmungen ein Monopol zu bilden. Ich hoffe vielmehr, dafs durch das planmäfsige und zusammenhängende Verfahren, das von der Regierung in diesem Falle ausgeht, das Interesse und der Wetteifer Mehrerer für Nachforschungen dieser Art erst recht lebendig soll geweckt werden.

Ingleichen steht es wie bisher frei, Nachgrabungen auf seinem Grund und Boden anzustellen, und über die dort gefundenen Fragmente als sein Eigenthum frei nach Willkür zu disponiren, und der etc. Dorow hat deshalb in seiner Instruction

die Weisung erhalten, nur auf dem Wege freier Convention für das Beste der Wissenschaft zu wirken. Alle Nachgrabungen jedoch, die auf Kosten der Regierung fortan gemacht werden, mögen unter der speciellen Leitung des Dorow künftighin stehen.

Zur Bestreitung der durch diese Nachgrabungen veranlafsten Kosten autorisire ich Ew. Excellenz dem Dorow die Summe von ..... Thalern bei der dortigen Regierungs-Hauptkasse vorschufsweise zur Disposition zu stellen, und behalte mir vor, wegen deren Verrechnung zu seiner Zeit das Nöthige zu bestimmen.

Ich schmeichle mir, dafs in dieser Anordnung die Rheinprovinzen einen neuen Beweis des Interesses sehen werden, welches die Regierung von jeder Seite für ihre Bildung und für den Flor der Wissenschaft und Künste bei ihnen nimmt.

C. F. v. Hardenberg.

Anlage b.

An den Hofrath Dr. Dorow in Bonn.

Köln, den 4. October 1820.

Ein vielleicht auch noch ungegründeter Ruf oder Verdacht setzt unser gutes Köln nach bereits erlittenen, so ungeheuren Verlusten an Allem, Vermögen, an Kredit und Schätzen, an Vorzügen, Ornamenten, wissenschaftlichen und historischen, sowohl kirchlichen als weltlichen Hülfsmitteln u. s. w., in eine Verlegenheit und Furcht, als wenn bei der Aufnehmung und Wegnahme der noch hier von mir Unterzeichnetem

kümmerlich und kostbar noch geretteten Alterthümer auch die Reihe der Wegnahme diese gute Stadt treffen könnte. Es ist meiner Kühnheit und Liebe für meine Geburtsstadt nicht zu verdenken, wenn ich, obwohl noch nicht mit einer feierlichen Protestation, dennoch mit einigen zuvorkommenden Gründen mich selbst dagegen waffne, jedoch aber vorher die Freiheit brauche, Ew. Wohlgeboren zu bitten, mir zu bedeuten, in wie weit diese Drohung gegen Köln wahr oder unwahr und nicht zu fürchten sei.

Mit derselben Kühnheit erlaube ich mir vielmehr, es zu behaupten, dafs Se. Königliche Majestät unser allergnädigster Herr und Se. Hochfürstliche Durchlaucht der Herr Staatskanzler es sehr billig und fast unumgänglich nothwendig erachten müfsten, dieser gröfsten, ältesten und ersten Stadt unserer Rheinprovinz nicht nur das Indigenat unserer aller hier und in unserm Bezirk von jeher entdeckten und noch zu entdeckenden Alterthümer der uralten und mittleren Zeit zu verleihen die Gnade und Billigkeit haben müfsten.

Mainz, Trier und Köln, die ersten, ältesten, volkreichsten und bedeutendsten Hauptstädte, dürfen ja nimmermehr so ins Dunkel ihres Werths und ihrer Geschichte hinsinken, dafs sie als die vornehmsten Mutterstädte sich hinter dem unnachbarlichen Stolz ihrer jüngern neugeputzten Tochter *) verkriechen sollten; denn von hier ging der Glanz der Religion, des Rechts, der Handelschaft und des

*) Wohl Bonn.

getreuen Volkthums aus; der Reisende sucht in ihnen, was in ihnen so grofs und kräftig entstanden ist. Wie schön ist es selbst in diesen Hauptpunkten den ursprünglichen Glanz noch in den übrig dort erhaltenen Ruinen zu entdecken, wovon Bücher und Geschichte zeugen. Wie viel mehr glänzt der Reichthum des alten Glanzes hier überall, als in einem kleinen Orte, wohin der Volkszusammenfluſs sich unbeholfen hindrängen muſs, und die kleinen Spuren des unbekannten Ursprungs sich verlieren und vergessen, und die dennoch für ihren kleinen Umfang genug haben, um eine Menge Reisender einige Tage in sich aufzuhalten. Hingegen kommt der Forscher und Bewunderer der Alterthümer von Mainz nach Trier, von Trier durch die kleinen Zwischenorte, deren jeder seine eignen Merkwürdigkeiten für einige Tage besitzt.

Ich bitte also Ew. Wohlgeboren, das Gesuch der Erhaltung oder vielmehr der gänzlichen Aufstellung aller in unserer Gegend aufgefundenen oder aufzufindenden Alterthümer, sowohl früherer als naherer Zeit, in der Provinz-Hauptstadt Köln allein aufzustellen zu erbitten, wodurch denn auch meine eigenen ansehnlichen Sammlungen an ihrem Lokal einen desto gröfseren Reichthum und Glanz der ganzen Rheingegend darbieten werden.

Lassen Ew. Wohlgeboren sich von einem alten erfahrenen Manne hierin gütigst rathen, und kommen Sie mit allen Ihren Alterthümern und Schätzen dieser Art nach Köln. Hier allein ist der Ort, wo ein Museum dieser Art in der Rheinprovinz verhält-

nifsmäfsig glänzen kann und neben den wirklich noch hier glänzenden, örtlichen Monumenten des ersten Ranges gedeihen kann. Ich erbiete mich, aus langer Erfahrung in diesem Fache der jüngern Generation freundlich die Hand zu bieten, und diese wird zum Danke durch thätiges Handeln, damit ein Museum aufgestellt werde, welches Umfang und Gröfse hat und Freude der Provinz ist, mir den Kranz aufsetzen, welchen ich für mein thätiges Leben verdient zu haben glaube. Hier in Köln wird das Alter, die Erfahrung dem raschen Schritte der Jugend zur Seite gehen.

Empfangen Sie hiermit die freudigste Versicherung meiner Hochachtung und meines Vertrauens.

Ferdinand Wallraf.

Anlage c.

An den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg in Berlin.

Köln, den 22. April 1821.

Durchlauchtigster Fürst!
Hochgebietender Herr Staatskanzler,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Durchlaucht hochgefälligen Verwendung verdanken die Rheinprovinzen seit Kurzem einen neuen Beweis der allerhöchsten Gnade Sr. Majestät in der Bildung einer eigenen Anstalt zur Centralisirung und Erhaltung der heimischen Alterthümer.

Die Stadt Köln, deren Geschichte sich wohl unter allen deutschen Städten der ältesten Erinne-

rungen, und bereits in den frühesten Zeiten, wo die meisten jetzt blühenden Städte noch nicht existirten, eines bedeutenden Einflusses auf das westliche Deutschland rühmen darf, fühlt doppelt den Werth dieser Stiftung.

Die unterzeichneten Bewohner derselben wagen es, in ihrem und ihrer Mitbürger Namen, für diese Gnade den allgemein und innigst gefühlten Dank darzubringen, und demselben in Beziehung auf ihre Vaterstadt einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche in dem Vertrauen auf die Nachsicht Euer Durchlaucht und in dem hohen Interesse, welches alle Gebildete für diese Anstalt belebt, Entschuldigung finden, und die Bitte begründen mögen, die Stadt Köln zum Centralpunkt aller Sammlungen der rheinischen Alterthümer gnädigst zu erklären.

Die Stadt Köln besitzt, wie Ew. Durchlaucht bekannt ist, eine ziemlich vollständige Reihenfolge architektonischer und anderer Kunstdenkmäler, von der Herrschaft der Römer bis auf die neuesten Zeiten. Die Reste römischer Baukunst schliefsen sich durch eine höchst merkwürdige Reihe byzantinischer Kirchen an das anerkannte Meisterwerk der gothischen Baukunst, den leider nicht vollendeten Dom, und durch eine nicht minder vollständige Reihe der spanisch-italienischen Kunstversuche der neuern Architektur an.

Das Studium der Künste und Alterthumskunde, gestützt auf solche umfassende, in ihren Folgen ununterbrochene Reihe von Gebäuden, der einzigen reellen Basis aller Kunstgeschichte, wird durch un-

zählige kleinere Denkmäler der Kunst, römische Antiken und Anticaglien, Statuen und Gemälde altdeutscher Kunst, von den Zeiten der fränkischen Könige durch alle Jahrhunderte des Mittelalters bis auf unsere Zeiten herab unterstützt und zu einem grofsen Ganzen vervollständigt. Der ehemalige Reichthum an Kunstwerken aller Art, welcher freilich jetzt bedeutend zusammen geschmolzen ist, hat die Gründung mehrerer Kabinette und die reichen Privat-Sammlungen der Herren Boisserée und früherhin die des Freiherrn v. Hübsch, aber die Sorglosigkeit der damaligen Regierung leider auch ihre Verschleppung ins Ausland möglich gemacht.

Der Verlust möchte, zum Theil wenigstens, zu ersetzen sein, wenn die Alterthümer und Kunstwerke, welche in kleineren Orten der Provinz aufbewahrt werden, hier wieder vereinigt würden.

Ew. Durchlaucht haben die Nothwendigkeit und Zweckmäfsigkeit der Centralisirung ausgesprochen; ohne dieselbe wird weder die Erhaltung auf lange Zeit, noch die zweckmäfsige Benutzung der vereinzelten Stücke für die Kunstgeschichte, welche nur durch das Ganze und den Zusammenhang der einzelnen Stücke Licht erhält, möglich.

Köln war die Stütze und der Hauptsitz der römischen Macht am Niederrhein; es war der Mittelpunkt der Merovingisch-fränkischen Periode, die erste Theilnehmerin des Aufblühens der Rheinlande in der Carolingischen Epoche und die Werkstätte und das Centrum aller Künste des Niederrheins und Westphalens für das ganze Mittelalter. Hier lebten

jene römischen Veteranen und ersten Familien, welche Agrippina von Rom aus sandte, ihnen Tempel, Prätorien, Amphitheater und allen Schmuck ihrer Vaterstadt schenkte, und von hier aus wurden ihre Villa's in der Nachbarschaft mit römischen Kunstschätzen ausgestattet und ihr Andenken verewigt. Hier war der Sitz der fränkischen Könige, der Vereinigungspunkt der Grofsen des Landes, deren Burgen aus den Trümmern römischer Castelle oder nach solchen und nach den in der Hauptstadt entstandenen Mustern erbaut wurden, und der Geist des Christenthumes, welcher die heidnischen Tempel zu christlichen umgeschaffen hatte, ergriff auch die kräftigen Ankömmlinge, und liefs eine neue vaterländische Kunst, an der alten gebildet und aufgewachsen, für die veränderten Bedürfnisse eines neuen Glaubens und den eigenthümlichen Sinn der Deutschen entstehen. Hier wohnten die Stifter und Wohlthäter der Kirchen, welche auf dem Lande entstanden, die Künstler, welche sie bauten oder mit Kunstgebilden aller Art versorgen mufsten.

Die Zurückbringung derselben von den ehemaligen Villa's, aus den Kirchen und Klöstern, den kleinern Städten, Schlössern und Dörfern des Niederrheines nach Köln würde also nur eine Rückkehr zur Heimath sein. Hier sind sie gearbeitet, erdacht und entstanden; hier finden sie ihre Gegenbilde, ihre Originale, ihre Muster oder Nachbildungen; von hier aus sind sie umhergesandt worden. Hier würden sie, wieder vereinigt, sich gegenseitig erklären, die Bestimmung ihres Alters, ihrer Bedeu-

tung, oft sogar des Namens ihres Meisters möglich machen, und über die dunkeln Stellen der Kunstgeschichte des Mittelalters ein neues Licht verbreiten.

Ohne den Besitz des Hauptstocks aller Kunstschätze des Rheinlandes, welcher sich hier befindet, ohne unsere Kirchen und Gebäude, also ohne Basis der Kunstgeschichte, überall nur durch charakteristische Baudenkmale möglich, welche die Zeit, Bedeutung, Entwickelung und Fortbildung aller andern Kunstwerke als dienende Verzierungen und untergeordnete Glieder des Ganzen bestimmen, werden die übrigen Alterthümer der Rheinlande nirgends eine genügende Erklärung oder zuverlässige Deutung erhalten.

Der Vorschlag, dafs Bonn der Centralpunkt, die Vereinigung aller rheinischen Alterthümer werden möge, hat wohl nur den Zweck, den Verein so vieler ausgezeichneten Gelehrten für die Untersuchung, Bestimmung und Deutung der Denkmäler zu benutzen, und dadurch die Kunst und Wissenschaft um so rascher zu fördern; aber dieser Zweck möchte wohl um so besser erreicht werden, wenn, statt Bonn, Köln zu einem solchen Centralpunkte gewählt würde.

Die Entfernung von wenigen Stunden wird die Gelehrten nicht abhalten, zu so wichtigen Untersuchungen herüber zu kommen; sie müssen es ohnedies, wenn sie irgend etwas Bedeutendes dieser Art am Rheine sehen wollen, und würden auch in der vereinigten Sammlung aller übrigen noch immer kei-

nen Ersatz, der die unsrige entbehrlich machte, finden. Sie würden aber, wie gern sie jetzt schon den Genufs der hiesigen Kunstschätze theilen, gewifs noch glücklichere Untersuchungen anstellen können, wenn sie Alles hier vereinigt, und auf diese Weise das vollständige Material, welches allein zu glücklichen Resultaten führen kann, zur Untersuchung und Vergleichung vor Augen hätten. Untersuchungen dieser Art können wohl überhaupt nur durch Zusammenstellung und Vergleichung einer grofsen Menge Materialien, desen organischer Zusammenhang und genetische Entwickelung sich im Einzelnen nachweisen und im Ganzen übersehen läfst, gefördert werden. Die wissenschaftliche Darstellung mag auch ferner den Gelehrten auf der Studierstube überlassen werden; die Forschungen und Ideen, welche derselben zum Grunde liegen, können aber nur bei einer vollständigen Total-Uebersicht gewonnen und berichtigt werden.

Wir glauben daher, den Mitgliedern der Universität in Bonn selbst die Beschäftigung mit den rheinischen Alterthümern und die wissenschaftliche Benutzung derselben bedeutend zu erleichtern, und folglich auch ihren Wunsch, wie den aller wissenschaftlich gebildeten und für die Sache selbst sich interessirenden Rheinländer auszusprechen, wenn wir bitten, die Sammlung, Aufstellung und Aufbewahrung der Alterthümer gänzlich von den gelehrten Arbeiten der Universität zu trennen, und, damit der edlen Absicht Ew. Durchlaucht gemäfs etwas Vollständiges, die Wissenschaft und Kunst wirklich För-

derndes zu Stande gebracht werden könne, die Stadt Köln zum Centralpunkte, wo alle rheinische Sammlungen dieser Art vereinigt und wissenschaftlich geordnet aufgestellt werden sollen, gnädigst zu bestimmen.

Wir hoffen, durch diese Bitte den Direktor der Anstalt, Herrn Hofrath Dorow, dessen Thätigkeit und Umsicht die Sammlung in Bonn ihr Entstehen und Gedeihen verdankt, nicht zu verletzen, und sind überzeugt, dafs die ernste Prüfung der Gründe, welche für die Centralisirung in Köln sprechen, auch ihn bewegen wird, sich dem Besten der Sache und unsern Wünschen zu fügen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Wunsch, dafs die erhabenen Absichten Ew. Durchlaucht bei dieser neuen Schöpfung für die Rheinprovinzen vollständig erreicht werden, lassen uns Verzeihung hoffen, wenn wir die fernere Bitte wagen, dafs es Ew. Durchlaucht gefallen möge, durch gesetzliche Bestimmungen über den Besitz, Verkauf und Erwerb eigentlicher Kunstdenkmäler die Erhaltung der noch geretteten dem Vaterlande zu sichern *). Die herr-

*) In Dänemark besteht ein sehr weises Gesetz über Alterthümer, welche von Privaten in der Erde gefunden oder ausgegraben werden. Es lautet im Auszug so:

Placat, betreffend Vergütigung aus der königlichen Kasse für alte Münzen, so wie für andere Seltenheiten, die man in Dänemark oder Norwegen entdecken möchte. —

Wir Friedrich der Fünfte, von Gottes Gnaden König von

lichsten Kunstschätze werden fortwährend ins Ausland verschleppt, den Nachkömmlingen der Stifter und Künstler, wie der Nacheiferung und der Erbauung des künftigen Geschlechts entzogen, vielleicht für immer der Kunst und Wissenschaft entfremdet. Wenn diesem verderblichen Gewerbe nicht bald gesteuert wird, so ist vorauszusehen, dafs alle Kunstwerke, welche jetzt noch in Kirchen, städtischen

---

Dänemark etc., thun Jedem zu wissen: dafs, obwohl alles dasjenige, was in Unserm Reiche Dänemark in der Erde, in Wäldern, im freien Felde, in Häusern oder anderwärts vergraben und verborgen sein möchte, an Gold, Silber, Metall oder dergleichen Schätzen und wozu sich kein Eigenthümer meldet, zufolge der dänischen Gesetze, Uns als Danefan (in Dänemark Vergrabenes) zugehört; so wie Uns auch nach den nordischen Gesetzen ein Theil vorbehalten ist von allem dem, was an Geld oder Geldeswerth in der Erde gefunden wird; haben Wir doch aus hoher königlicher Gnade und zur Ermunterung Unserer lieben und getreuen Unterthanen, welche dergleichen Sachen entdecken möchten, allergnädigst für gut geachtet und bewilliget, so wie Wir auch zur Nachricht für Jedermann bekannt machen, dafs derjenige, der irgendwo Münzen des Alterthums oder dergleichen andere Sachen von der Beschaffenheit finden möchte, dafs sie Unserer Rentkammer gehörigermafsen eingesandt werden müssen, aus Unserer Kasse den vollen Belauf des Werths erhalten soll. Uebrigens verbleibt es bei den Gesetzen und der bemeldeten Verordnung, und sollte sich Jemand erdreisten, dasjenige, was er findet, zu verheimlichen, so soll derselbe einer verdienten Strafe deswegen unterworfen sein.

Schlofs Fredensburg, den 7. August 1752.

Friedrich R.

und Privat-Sammlungen vorhanden sind, bald ins Ausland wandern, und in den Privat-Sammlungen reicher Engländer und Amerikaner, allen Freunden und Pflegern der Kunst unzugänglich, vermodern werden. Mit dem Reichthum jener Nationen wird die Kunstliebe des Vaterlandes auf die Dauer nicht wetteifern können. Die Summen, welche von ihnen geboten werden, sind zu verführerisch, als dafs sie nicht bald alle Hindernisse, welche Kunstgenufs und Vaterlandsstolz dem Verkaufe entgegen stellen möchten, überwinden sollten. Sie werden wahrlich das Vaterland nicht blühender machen, wenn auch Einzelne ohne Arbeit und daher wohl nur vorübergehend bereichern, aber die Kunst, welche ohne Muster und äufsere Anregung nicht wieder aufblühen kann, wahrscheinlich vernichten, und unsere Nachkommen gewifs des edelsten Erbes ihrer Väter, der Monumente ihrer Andacht und ihres Kunstsinnes, und der Fülle der höchsten und schönsten Gedanken und Gefühle einer grofsen Vorzeit auf ewig berauben, weil der Eigennutz des Tages die Kunstwerke mit dem Ertrage der Felder und Maschinen in gleiche Kategorie gestellt, und ein unseliges Mifsverständnifs der Staatslehrer diese heillose Theorie legalisirt hat.

Es möchte indefs schwerlich hinreichen, das Verbot der Ausfuhr blofs auf öffentliche Anstalten, Kirchen, Gemeinden und Corporationen, welche ohnedies der höheren Controlle unterworfen sind, zu beschränken. Auch der Speculationsgeist

der Privatpersonen, welche einer billigen Beschränkung zum Vortheil des allgemeinen Besten bedürfen, und wenigstens der Verkauf oder Ankauf der Kunstwerke nach [illegible] Schätzung, dem Staate und des Gemeinden gesichert werden müssen.

Wir fühlen die Schwierigkeit, eine solche Beschränkung mit dem allgemeinen Prinzip der Freiheit des Eigenthums und des Gewerbes in Einklang zu bringen. Wenn wir aber bedenken, daß es auch andere Güter giebt, welche der Staat dem freien Verkehr theilweise entzieht, weil er nicht bloß den Vortheil des Augenblicks gewähren, sondern auch den künftigen Geschlecht das Erbe der Väter sichern mag; wenn wir bedenken, daß die Forsten und andere Güter der Art, deren Erhaltung die Gesetze durch Beschränkung des Verbrauches den Nachkommen sichern, wohl solcher Fürsorge würdig, aber nicht unersetzbar vor Kunstwerke und Alterthümer, sind, wenn wir bedenken, daß auch andere Staaten bereits ähnliche Gesetze für die Erhaltung ihrer Kunstwerke gegeben haben, und dennoch weder der Kunst noch des Gewerbes entbehren; wenn wir endlich bedenken, daß jede Benutzung des Eigenthumes zu Gunsten der Kinder einiger Beschränkung, und bisher ohne Nachtheil für den Verkehr, unterworfen war, und daß es Ew. Durchlaucht vorbehalten ist, auch für Deutsche in Hinsicht auf Kunstgegenstände diese Aufgabe zu lösen, so möchten wir uns nur Glück wünschen, wenn die Liebe zur Kunst und die traurige Erfahrung des Tages uns vielleicht

zuerst die Veranlassung gab, Ew. Durchlaucht darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht

Ew. Durchlaucht

unterthänigste Diener

Fried. Herstatt v. der Leyen, Königl. Commerzien-Rath. **Joh. Phil. Heimann**, Königl. Commerzien-Rath. **Carl Graf zur Lippe. A. Schaaffhausen. Carl Rhodius**, Kaufmann. **v. Wittgenstein. Lyversberg. Mr. Deheel. Dr. Wallraf. Dr. Willmann. v. Beywegh. Goebel. Georg Heinr. Koch. Heinr. Mertens. Fr. von Herwegh. Casp. Langen. v. Monschau. G. S. v. Gall. B. v. Bourscheidt**, K. B. Oberst. **Wilh. Ant. Norrenberg. Dr. Willmann**, Oberlehrer. **Dr. Elkendorf**, Stadtphysikus. **H. H. Löhnis. J. Herstatt. v. den Westen. Jacob Mumm.**

National-Bewaffnung

und erste Idee

zu einer Landwehr in Preussen.

Die Idee zu einer allgemeinen National-Bewaffnung in Preussen wird hauptsächlich dem General von Scharnhorst zugeschrieben, welcher sie in der letzten Hälfte des Jahres 1808 zuerst zur Sprache gebracht haben soll. Es liegen jedoch viel frühere Memoiren vor, welche schon im Jahr 1803 u. 1808 ausgearbeitet wurden, und von welchen letzteres im März 1808 Sr. Majestät dem hochseligen Könige über diesen wichtigen Gegenstand eingereicht worden ist.

Wenn es zu weit führen würde, dieselben hier vollständig mitzutheilen, so sei doch durch einige Worte darauf hingedeutet, mit der Hoffnung, dass dadurch vielleicht der Druck derselben herbeigeführt werden könnte.

Der jetzige General-Lieutenant von Lossau *).

*) Verfasser des wichtigen und interessanten Werks: Ideale der Kriegführung, in einer Analyse der Thaten der grossen Feldherren. Von dem General-Lieutenant v. Lossau. Berlin 1828. 3 Bände.

damals Hauptmann im Generalstabe, verfafste im Juli 1803 einen Aufsatz, in welchem die Nothwendigkeit einer allgemeinen Militairpflichtigkeit nebst den daraus sich ergebenden Folgen zur aufsergewöhnlichen Verstärkung der Armee dargestellt wurde. Es wird der Grundsatz darin ausgesprochen und die Nothwendigkeit einer Durchführung desselben nachgewiesen, dafs:

„jeder Bewohner des Staats ohne Unterschied „der Geburt der geborne Vertheidiger des„selben sein mufs."

Merkwürdig, dafs damals (1803) Herr v. Lossau es schon in diesem Aufsatze zu beweisen bemüht war, was heute, wie es scheinen möchte, sich noch nicht allgemeine Anerkennung gewonnen hat! Dafs es: „keiner Klasse der Unterthanen in dem Staate „zur Schande gereichen dürfe, jede Art von Ge„werbe zu treiben. Nur das allein müfste die gröfste „Schande sein, von der Vertheidigung des Vaterlan„des ausgeschlossen zu sein. Die das Ganze belä„stenden und dem Soldatenstande nicht sonderlich „ehrenden Exemtionen würden dann ohnehin weg„fallen, so auch die Aufnahme der Ausländer in „die Armee." Diese den Zeitansichten des Jahres 1803 in Preufsen fast unglaublich vorauseilenden Betrachtungen theilte Herr v. Lossau dem damaligen Oberst v. Phull (gestorben als russischer General-Lieutenant) mit, und die Antwort desselben hat sich noch erhalten, und lautet:

An den Kapitain v. Lossau.

Berlin, den 25. Juli 1803.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich den verbindlichsten Dank für die freundschaftliche Mittheilung Ihres Aufsatzes über die militairische Organisirung. Mit wahrem Vergnügen habe ich denselben gelesen. Ich bin Ihrer Meinung. Nur glaube ich, mufs man diesen Gegenstand mit vieler Behutsamkeit berühren und nur gegen Menschen, welche für denselben empfänglich sind. Die Wahrheit gleicht einer Medizin, welche nicht eher gegeben werden kann, als nachdem der Kranke einige Purganzen genommen hat. Wir haben zu viele Kranke und nur zu wenige Gesunde. Mündlich ein Mehreres.

Phull.

Nach der Katastrophe des Jahres 1806 nahm der Herr v. Lossau, überzeugt, dafs nur durch die Bewaffnung der ganzen Nation eine nöthige Umwälzung vorzubereiten sei, seine frühere Idee wieder auf und sendete aus Treptow a. d. R. unter dem 21. März 1808, damals als Major, Sr. Majestät dem Könige ein Memoire ein, betitelt: „Gedanken über die militairische Organisation der preufsischen Monarchie." Der Herausgeber glaubt nicht, die Diskretion zu verletzen, wenn er über diesen so viel besprochenen wichtigen Gegenstand ein Schreiben des Herrn General-Lieutenants v. Lossau hier folgen läfst.

An den Dr. Dorow in Berlin.

Berlin, den 15. April 1841.

Aus Ihren gütigen Mittheilungen erfahre ich, daſs man noch stets nicht völlig darüber einig ist, wer zuerst die Idee zu einer Landwehr gegeben habe. Hierüber kann ich Ihnen nun zwar keine entscheidende Auskunft geben, da mir niemals etwas Bestimmtes darüber bekannt geworden ist. Inzwischen erlaube ich mir, Sie an den Ihnen vor einiger Zeit mitgetheilten Aufsatz zu erinnern, welchen ich Anfangs des Jahres 1808 schrieb, und den ich, wie solches die Ihnen ebenfalls vorgelegte Königliche vorzüglich gnädige Kabinets-Ordre vom 11. April 1808 beweist *), unter dem 21. März des gedachten Jahres Sr. Majestät dem hochseligen Könige eingereicht hatte. In dieser Abhandlung: „über die militairische Organisation der preuſsischen Monarchie," ist von der allgemeinen Militairpflichtigkeit die Rede, und ich stelle den Grundsatz auf: „Jeder Bewohner des Staats hat, weil derselbe die

*) Mein lieber Major von Lossau! Ich habe in eurer Mir unter dem 21. v. M. eingereichten Abhandlung über die neue militairische Organisation des Staats sehr gute Ideen gefunden, und lasse eurer Sachkenntniſs und eurer Beurtheilung der Gegenstände Gerechtigkeit wiederfahren, bezeuge euch auch Meine Zufriedenheit über den dadurch zu Tage gelegten Eifer für das allgemeine Beste, und bin euer wohlgeneigter König

Königsberg, den 11. April 1808.

Friedrich Wilhelm.

Wohlthaten der Verfassung genießt, die Verbindlichkeit auf sich, mit allen seinen Kräften persönlich den Staat im Kriege zu vertheidigen. Alle Mitglieder des Staates machen einen Körper aus. Alle stehen für einen, und einer für alle. Dieser Pflicht entledigt sein, heißt aus der Gesellschaft des Staatsvereins heraustreten. Nur Verbrechen werden hiermit bestraft: derjenige, welcher verurtheilt wird, dem Staat nicht mehr im Kriege zu dienen, ist seiner staatsbürgerlichen Ehre beraubt. Es ist schändlich, das Vaterland weder vertheidigt zu haben, noch vertheidigen zu dürfen." Insbesondere soll nun aber die bewaffnete Macht in eine stehende Armee, ferner in eine erste Reserve, eine zweite und eine dritte Reserve eingetheilt werden. Diese Reserven sollen zur Zeit des Krieges unter die Waffen treten. Dies war der in jenem Aufsatz vollständig auseinandergesetzte und auf das Genannte entwickelte Hauptgedanke und der Hauptsache nach die Idee der Landwehr, wie Niemand bisher geleugnet hat. Zugleich stellte ich den Grundsatz auf und entwikkelte die Nothwendigkeit einer Feststellung desselben, daſs „Jedem, der die Pflicht der Landesvertheidigung auf sich hat, die höchsten militairischen Würden zu erreichen offen stehen müſste, wenn derselbe sich der Beförderung werth zeigt. Die Ansprüche wären gleich, nicht aber die Rechte der Forderungen."

Ohne nun Anderen den Preis, die erste Idee zur Errichtung einer Landwehr, zu bestreiten, glaube ich demnach behaupten zu dürfen, daſs, im Fall Nie-

mand erweisen könnte, bereits vor dem Juli des Jahres 1803 im Allgemeinen und vor dem Monat März 1808 jene Idee ausführlich auseinandergesetzt und mitgetheilt zu haben, ich mich wenigstens schmeicheln dürfte, zu jener Zeit schon mit ihr beschäftigt gewesen zu sein. Ob ein Anderer dasselbe vor mir oder gleichzeitig mit mir gethan hat, ist mir unbekannt. Das Vorstehende aber kann ich ungescheut behaupten und als die Wahrheit vertreten.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster Freund

v. Lossau.

Nach diesen Vorlagen und Allem, was bis jetzt über eine National-Bewaffnung, sowohl im Allgemeinen als im Speciellen, öffentlich bekannt geworden ist, würde man mit vollem Rechte die Behauptung aufstellen können, dafs es der General-Lieutenant v. Lossau ist, der zuerst 1803 und 1808 ausführliche Arbeiten über die Organisirung einer Landwehr geliefert hat, so dafs ihm die erste Idee zur Errichtung einer solchen Landesbewaffnung nicht füglich abgesprochen werden kann.

Stanford University Libraries
3 6105 014 892 736

PN
6133
.D6
v.5

DATE DUE

JUN 2 9 1993

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305